

INHALTSVERZEICHNIS

»HABEN UND SEIN«		1
Vorwort von Lilian Loke und Hannes Ulbrich		3
Anna-Lena Lutz	Vergissdeinnicht	5
Miriam Pontius	Seemanns Geleit	11
Irena Ostojć	Weißbrotträume und Hartbrotwirklichkeit	17
Alena Bex	Ein Regal voller Schätze	23
Tabea Raue	Ein Loch im Herzen	28
Mai Tran	Qualität, Leidenschaft und Hochgenuss: Jacobs Krönung	33
Lucia Distler	Aus dem Tagebuch eines Lügners	42
Hanelie Sidhu	Die Begegnung	48
Anna Stößel	Sein und Haben	52
Florian Stöckle	Ein tiefer Fall	57
Maximilian Gasser	Stille Wasser sind weit	63
Texte aus der Werkstatt		69

»PARADIES: FALLGESCHICHTEN«	77	
Vorwort von Juliane Schindler und Manuel Niedermeier	79	
Lukas Arenz	Paradies	83
Hannah Lindner	Das Haus	89
Katharina Bauer	Eine Leber wie ein Blumenstrauß	95
Raphael Kraut	Wieder flüssig	101
Laura Bickel	Endfun	105
Leonie Kästner	Minnie May	111
Jennifer Schulte	Widerstand	117
Kristin Kukla	Ein Mann von Format	123
Melanie Thies	Blumenlose Jahre	131
Jasmin Melanie Schellong	Zwei Grad wärmer	139
Olivia Mettang	Der Menschenfilmer	145
Texte aus der Werkstatt	150	
Impressum	172	

»HABEN UND SEIN«

EIN SEMINAR MIT LILIAN LOKE UND HANNES ULBRICH

VORWORT

Das Schreiben ist in der Regel ein einsames Geschäft, nur man selbst und die leere Seite, die gefüllt werden will. Eine Schreibwerkstatt ist deshalb eine besondere Erfahrung für junge Schreibende: Plötzlich sitzt man exponiert vor Fremden, hat seinen so verletzlichen Text den kritischen Augen anderer ausgeliefert. Verstehen die überhaupt, was ich da geschrieben habe? Was ich ausdrücken wollte, kommt es an? Oder herrscht Verwirrung, fallen die eigenen Lieblingsstellen vielleicht gnadenlos durch? Doch gerade durch diese Erfahrungen reifen Texte, entstehen neue, noch viel bessere Ideen.

Bamberg, Augsburg, Bayreuth – drei intensive Werkstatt-Wochenenden in drei beschaulichen bayerischen Universitätsstädten und eine Gruppe junger Schreibender, die rasch zusammengewachsen ist, jeder von ihnen hat einfallsreich, klug und achtsam diskutiert, hat an seinen eigenen und den Texten der anderen gefeilt. Eine Gruppe junger Schreibender, die uns ans Herz gewachsen ist und mit der wir viel gelacht haben; im Kurs, beim abendlichen Umtrunk und einem heiteren Lesetraining, in der wir die Atmosphäre und Kraft jedes Texts mit Stimme und Körper erkundet haben, mal leise, mal lautstark, mal derb, mal sanft, mal balancierend auf einem Bein.

Danke an Alena, Anna, Anna-Lena, Elif, Florian, Hanelie, Lucia, Irena, Tabea, Mai, Max und Miriam für diesen wunderbaren Kurs. Und den Lesenden dieses Readers viel Freude beim Eintauchen in Geschichten über wohlgehütete Schätze, heimliche Begegnungen, Hochstapler, Sehnsucht und schmerzlichen Verlust, Geschichten über das Vergessen und Erinnern, das Abstreifen von Altem und den Aufbruch in eine neue Zukunft.

Lilian Loke & Hannes Ulbrich

Anna-Lena Lutz

VERGISSDEINNICHT

Er sah seine Oma Johanna immer mehr vergessen. Erst Wörter, dann Sätze, dann sich selbst. Einmal im Jahr besuchte er sie. Dann tropfte eine Träne auf ihre Hand, vergrößerte die Falten ihrer Haut und er dachte an eine kleine, schrumpelige Rosine. Johanna dachte an nichts, und erst nach einem Jahr ließ der Schmerz, welcher diese Erkenntnis in ihm verursachte, genug nach, um das Pflegeheim erneut zu betreten. Heute war dieser Tag.

»Kilian.«

Sie hauchte das in einem sehnsuchtsvollen Ton, als er ihr Zimmer betrat.

»Ich bin Lukas, Oma, erkennst du mich denn nicht mehr?«

Natürlich erkannte sie ihn nicht mehr. Aber das war schwer zu begreifen. Sie lächelte nur und nickte mit dem Kopf. Er setzte sich neben sie auf einen Stuhl.

»Irgendwo da drin bist du noch, ich weiß es.«

Er strich über ihre Hand, sie ergriff sanft seine Finger.

»Mein Kilian«, sagte sie erneut, und Salz brannte sich in seine Wangen.

»Scheiße«, flüsterte er, stand auf und verließ ihr Zimmer, ohne ihr noch einmal in die Augen zu sehen.

Draußen schmiss er verzweifelt sein Skateboard auf den Boden und stieg auf. Die Welt rauschte an ihm vorbei, oder er an ihr, so genau wusste er das nicht. Er kam in einem Park an, setzte sich auf einen umgefallenen Baumstamm und griff in seine Jackentasche. Filter, Papes und Gras. Tabak konnte er heute nicht ertragen. Seine Finger begannen, den Joint zu bauen, links festhalten und rechts drehen. Seine Brust weitete sich, als er den ersten Zug inhalierte. Ein älterer Mann lief an ihm vorbei und zog die Augenbrauen nach oben. Es war ihm egal. Nach einigen Zügen begann sich erst sein Kopf und dann alles um ihn herum zu drehen und er schlief ein.

Die Vibration seines Smartphones riss ihn aus dem Schlaf. Orientierungslos nahm er den Anruf an.

»Lukas, wo bist du? Wir machen uns große Sorgen. Du hast dich kein einziges Mal gemeldet!« Seine Mutter klang ernsthaft beunruhigt.

»Bin bei einem Freund«, log er.

Die Sonne schien zaghaft durch die Bäume, und die Vögel kreischten. Scheinbar hatte er die ganze Nacht lang hier gelegen. Der Rauch hing noch immer in seiner Lunge.

»Oma ist weg«, sagte sie. Jetzt wurde er wach, sein Herzschlag begann schneller zu werden, sein Mund wurde trocken.

»Wie, weg?«

Er wollte die Antwort nicht hören, aber stellte die Frage trotzdem.

»Sie ist nicht auffindbar und vermutlich in dieser Nacht verschwunden. Die Polizei ist schon informiert. Diese Idioten im Heim sagen, sie hätten nichts bemerkt. Das kommt halt immer

wieder mal vor, haben sie gesagt.«

»Mach dir keine Sorgen, sie werden sie schon wiederfinden«, sagte er, aber die Unsicherheit in seiner Stimme war deutlich zu hören.

Es war Sonntag, was bedeutete, dass sie sich nicht in Läden aufhalten konnte. Vielleicht war sie auch gar nicht hier in der Stadt, sondern in dem Dorf, in dem sie früher gewohnt und er sie jedes Wochenende seiner Kindheit besucht hatte. Sie hatte schließlich die ganze Nacht lang Zeit gehabt und konnte überall sein. Die Polizei aber würde sicherlich nur hier im Umkreis nach ihr suchen. In seinem Kopf ging er all die Orte durch, wo er viel Zeit mit seiner Oma verbracht hatte. Damals, als er noch klein und sie gesund war. Er stieg auf sein Skateboard und fuhr los. Hoffnungsvoll machte er sich auf den Weg zum Bahnhof. Wenn er sie an einem der Orte finden würde, hätte er endlich den Beweis dafür, dass sie doch noch da ist. Irgendwo in ihrem Kopf.

Vielleicht konnten Menschen nur eine gewisse Anzahl an Erinnerungen speichern. Wenn es zu viele wurden, musste man für immer in ihnen schwimmen. Aber vielleicht war das für seine Oma selbst gar nicht so schlimm. Nur alle anderen um sie herum ertranken im Strudel des Vergessens, mussten die Spanne zwischen Vergangenheit und Zukunft irgendwie zusammenhalten, während sie beruhigt und ohne Sorgen in den Erinnerungen trieb.

Im Zug drehte er sich noch einen Joint, während die Häuser immer kleiner und die Wiesen immer größer wurden. Er steckte ihn sich hinters Ohr und stieg in der Heimat seiner Oma aus. Die Fassaden der Häuser waren grau, aber vielleicht wirkten sie nur durch seine Augen

eintönig. Es regnete leicht und die Straßen waren noch leerer als in seinen Erinnerungen. Seine Füße standen fest auf dem Skateboard, als er sich zum ersten Ort aufmachte.

Das Tor zum Schrebergarten kreischte noch wie damals. Die Apfelbäume, die den Weg zum kleinen Garten seiner Oma umrahmten, erinnerten ihn an eine Geschichte, die sie ihm erzählt hatte.

Sie war siebzehn, als sie seinen Opa kennengelernt hatte. Sie half ihrer Mutter gerade in der Küche, als sie durch die weißen Gardinen aus Spitze blickte. Dort sah sie einen jungen Mann, wie er unter dem Apfelbaum auf dem Feld ihrer Eltern lag und schlief. Ihre Mutter erblickte ihn ebenfalls und schickte sie schimpfend los, ihn vom Feld zu vertreiben. Johanna lief los, allerdings mit anderen Absichten, als ihre Mutter es sich gewünscht hätte. Sie trug eine Schale voller Apfelstücke mit sich und legte sie neben dem Schlafenden ab. Sie beobachtete ihn, wie er unbekümmert unter einem fremden Baum lag und schnarchte. Irgendwann wachte er auf, sah auf die Schüssel, grinste sie an und wischte sich mit dem Ärmel seines Hemds einen Tropfen Speichel aus dem Mundwinkel. Lukas betrachtete die Bäume. Seine Oma hatte ihm oft erzählt, dass die Äpfel es waren, die sie und seinen Opa zusammengebracht hätten. Seine Mutter aber vermutete, dass es der Speichel im Mundwinkel seines Opas war, in den sich seine Oma verliebt hatte.

Dort, wo früher das Salatbeet war, war nur noch umgegrabene Erde. Die Blumen im Schrebergarten waren entweder vertrocknet oder gar nicht mehr vorhanden und die Scheiben des Gartenhauses waren zersprungen. Er blickte durch das Fenster in die verschlossene Gartenhütte. Er hatte so sehr gehofft, sie hier zu finden, in ihrem kleinen Refugium. Hier hatte

sie jedes Wochenende verbracht, schnitt oft stundenlang Buchsbäume zu. Wenn er sie besucht hatte, durfte er Unkraut jäten. Dabei hatte er immer Grasbüschel herausgerissen und das eigentliche Unkraut - Vergissmeinnicht - stehen lassen. Seine Oma hatte nie etwas gesagt und begann irgendwann damit, auch Vergissmeinnicht anzusäen.

Lukas nahm auf der kleinen Veranda des Gartenhäuschens Platz und holte den Joint hinter seinen Ohren hervor. Der Regen tropfte auf ihn herunter und als er den ersten Zug nahm, merkte er erst, wie angespannt er eigentlich war. Die Bäume und Pflanzen um ihn herum wurden erst zu Formen, dann zu Silhouetten und schließlich bekamen sie Gesichter. Träge stand er auf und verließ den Garten. Er musste weiter zum nächsten Ort. Vielleicht war sie ja dort.

Es fiel ihm schwer, das Gleichgewicht auf seinem Skateboard zu halten, doch der Gedanke, fallen zu können, berauschte ihn und vertrieb seine Sorgen ein wenig. Er fuhr durch einen Knoten aus grauen Fassaden, und Straßen, und alles erinnerte ihn an seine Kindheit. Als er dem Haus seiner Oma näherkam, überschwemmten ihn die Erinnerungen, Gerüche, Geräusche und Farben nahmen ihn ein. Langsam erklimm er den kleinen Hügel zum Haus, das jetzt leer stand. Und dann sah er sie. Sie saß vor der Haustür, lächelnd wie immer und winkte ihm zu. Alles in ihm löste sich auf, der Schmerz fiel von ihm ab, sie konnte sich also doch noch erinnern. Er rannte die letzten Meter und fiel ihr in die Arme. Sie drückte ihn erst etwas zaghaft, dann strich sie ihm über den Rücken und lächelte in seine Haare. Er bettete den Kopf auf ihrem Schoß und klammerte sich an den Moment fest, während seine Oma ihm durch die Haare strich. Beide sagten nichts und das war gut so. Nach einiger Zeit begann er

wieder zu weinen. Seine Oma nahm sein Gesicht in die Hände, sah ihm in die Augen und fragte: »Aber warum weinst du denn, Lukas?« Daraufhin weinte er noch mehr.

»Weil ich mir Sorgen um dich mache. Du darfst mich nicht wieder vergessen.«

Seine Stimme zitterte, als er das sagte.

»Um mich brauchst du dir doch keine Sorgen zu machen«, sagte sie. »Ich werde dich nie vergessen, egal was ist. Aber du darfst dich selbst nicht vergessen. Schau dich an, wie du hier liegst, ganz alleine auf einem Stein.«

Er sah erschrocken auf, sein Atem setzte aus und er blickte auf sein Smartphone. Eine neue SMS. Er öffnete sie: Polizei hat Oma gefunden. Kuss, Mama.

Miriam Pontius

SEEMANNS GELEIT

Das Meer war das erste, was ich sah, als ich die Augen aufschlug. Ich konnte mich nicht daran erinnern, was davor gewesen ist. Eines Tages erwachte ich, auf einem Hügel, der sich über einer Stadt erhob. Die felsige Bucht, die sie zum Meer auf der Linken hin begrenzte, wurde von weißem Segeltuch gesäumt. Rechts von mir erstreckte sich das zu scharfkantigen Bergen aufgeworfene Land. Zu meinen Füßen schlug eine Kirchenglocke. Der Ton vibrierte durch meine von Blattgold überzogenen Glieder, ich erschrak. Die Glocke schlug zu jeder vollen und halben Stunde, doch ich achtete noch nicht darauf. Zunächst betrachtete ich mich. Meine ausgestreckte Hand hielt eine Laterne gen Meer, in der anderen Armbeuge trug ich ein zerbrechlich wirkendes Segelboot. Ich blickte auf den steinernen Platz unter mir und bemerkte, dass jemand zu mir aufsah. In der Masse der Menschen, die mit gesenkten Köpfen in die Kirche strömten, stand ein junger Mann in einfacher Seemannstracht, die Hände in den Taschen, das Hemd nachlässig in den Hosenbund gestopft. Er stand wie ein Fels in der Menge, als unsere Blicke sich trafen. Als ich schon glaubte, er würde nur vom goldenen Glanz meiner Haut geblendet, zog er eine Hand aus der Tasche und lüftete seine Seemannsmütze zum Gruß. Er war der einzige, der mich erkannte. An diesem ersten Mittag, bei mittlerem Seegang, liefen die Schiffe aus und ich war mir sicher, dass er unter den Seeleuten war. So beschloss ich, über das Meer zu wachen.

Als ich ihn wiedersah, hatte er einen Bart. Sein schwarzer Anzug war weniger schäbig, seine Haltung weniger jungenhaft. Und er stand nicht mehr allein auf der Treppe zur Kirche. Eine Schar Bewunderer und Freunde, ebenfalls in Schwarz, umgab ihn und er lachte mit ihnen, leise und bedächtig. Bevor er die Kirche betrat, lüftete er seinen Hut, während er zu mir hinaufblickte. Es war ein steifer schwarzer Hut, der auf seinem Kopf thronte und dessen Krempe sein Gesicht verdeckt hätte, hielt er es nicht dem Himmel entgegen. Ich hätte ihm aufmunternd zugelächelt, hätte ich gekonnt. Seine Augen waren schon wieder unter der Hutkrempe verschwunden, und er betrat in Begleitung seiner Freunde die Kirche. Als die Orgel erklang, erschien er wieder. Er ging gesenkten Hauptes hinter einem Sarg her, der von vier Männern durch das Portal getragen wurde. Er lief nicht in der ersten Reihe, und das war gut. In der ersten Reihe liefen immer die Traurigsten. Er entfernte sich von mir, ich sah den durchgedrückten Rücken, der Stufe für Stufe hinter dem Hügel verschwand. Mir wurde zum ersten Mal bewusst, was Zeit für ihn bedeutete.

Wenig später wütete ein Feuer in der Stadt und schrumpfte sie wieder auf die Größe, die sie in meinen ersten Tagen gehabt hatte. Bevor immer mehr und immer größere Schiffe im Hafen angelegt und sich unter die bekannten Gesichter zu meinen Füßen fremde gemischt hatten, bis auch diese wieder vertraut waren. Einige von ihnen, neue und alte, hatten sich ins Innere der Kirche geflüchtet, während die Flammen sich ihren Weg durch die Stadtviertel fraßen. Wer da wohl nach dem Nachtgebet vergessen hatte, seine Kerze auszupusten, dachte ich und versuchte, den Ursprung der Katastrophe ausfindig zu machen. Die Menschen im

Kirchenschiff, nur durch das Dach von mir getrennt, beteten. Manche dieser Gebete waren an mich gerichtet, doch ich überhörte sie. Die Menschen beteten zu allem, wenn sie Angst hatten. Aber hätten sie gewollt, dass ich ihre Stadt beschütze, dann hätten sie mich nicht mit dem Gesicht zum Meer ausrichten und mir ein Segelboot in die Hand legen sollen. In den Gassen der Stadt standen hunderte wie ich und machten ihre Arbeit nicht. Auf den vielen kleinen Kirhdächern standen sie, mit metallischem Heiligenschein, und überblickten ungerührt die Panik in den Straßen. Oder sie fühlten sich ebenso wenig zuständig wie ich. Sicher sein konnte man sich nicht.

Am Abend nach dem Feuer brachten die Frauen Blumen. Sie wiegten kleine Kinder auf den Armen, weinten und dankten mir. Im Inneren der Kirche sangen sie Klagelieder und weinten noch mehr. Ein übermütiger Junge kletterte auf das Dach und legte mir einen Blumenkranz auf den Sockel. Ich hätte ihm gern gesagt, dass ich nichts mit seiner Rettung zu tun hatte. Der Kranz verblühte langsam, bis ein Windstoß die vertrockneten Reste auf die ausgebrannte Stadt hinabwehte. Der Seemann war auf See, und deren Oberfläche war glatt. Etwas anderes kümmerte mich nicht.

Glockenläuten, bunte Gewänder. Die Stadt war schon vor ein paar Jahren wiederaufgebaut worden. Blüten lagen auf den Stufen, die zur Kirche hinaufführten. Das Blumenkind war hingefallen. Seine blonden Löckchen bildeten einen zitternden Rahmen um sein rotgeweintes Gesicht, während es verzweifelt versuchte, ein paar unversehrte Blüten aufzusammeln. Die Braut war schön. Sie trug ein weißes Kleid, wie alle Bräute, die ich in die Kirche hinein- und aus

ihr herausgehen sah. Das Sonnenlicht malte einen hellen Kreis um ihren Scheitel. Dünnes Haar für eine so junge Frau. Ihre Haut glühte in einem weichen Rosaton, als der Seemann den Treppenabsatz erklomm. Er trug eine Uniform, mehrere Orden prangten auf seiner Brust, die goldenen Streifen auf seinen Schulterklappen glänzten mit den Haaren der Braut um die Wette. Er beugte sich zur ihr hinab und küsste ihren Mund.

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages versenkte ein Sturm ein kleines Fischerboot. Drei Männer ertranken. Die Gemeinde begriff es nicht und brachte mir Blumen für die, die überlebt hatten.

Als der Kapitän den Jungen zum ersten Mal in die Kirche mitgenommen hatte, trug der Kleine einen Matrosenanzug und sah aus wie eine Miniaturausgabe seines Vaters. Der beugte sich zum Jungen hinunter und sprach leise mit ihm. Dann deutete er zu mir hinauf und hob den Hut. Der Junge tat es ihm mit seinem Matrosenkäppchen gleich. In diesem Moment war die Mutter aus dem Portal ins Freie getreten, ihr Haar vom Wind zerzaust. Der Kapitän wendete sich von mir ab. Er trat zu ihr und legte den Arm um sie. Sie waren eine glückliche Familie, so von oben betrachtet.

Es gab mehr Unwetter seit der Geburt des Sohnes. Ich tat, als würde ich nur zusehen. War der Kapitän auf See, dann beruhigte sich das Wasser. Der Sohn und die Frau dankten mir dafür in der Messe. Sie kamen jede Woche. Irgendwann wurden die Besuche des Jungen und der Frau seltener. Jedes Mal, wenn sie die Stufen zur Kirche hinaufstiegen, blickte der Junge zu mir hoch und zog seine Kappe. Sein Gesicht wurde jeden Sonntag ein bisschen schmaler und grauer. Als

er mich zum letzten Mal ansah, war sein Blick voller Zorn. Ich wollte ihm erklären, dass ich für Seeleute und nicht für Kranke aufgestellt wurde. Aber wie konnte ich das so genau wissen? Woher sollte ich wissen, ob ich die Laterne und das Segelboot in meinen Armen nicht falsch gedeutet hatte?

Eines Tages kam die Mutter allein zur Messe. Sie verfluchte mich, bevor sie die Kirche betrat. Ich verfluchte denjenigen, der für Kranke zuständig war.

Ab diesem Zeitpunkt kamen der Kapitän und seine Frau nur noch zu den höchsten Feiertagen in die Kirche. Er blickte nicht mehr zu mir auf, außer, wenn er beim Aufstieg über die steilen Kirchentreppe keine andere Wahl hatte. Sein Gesicht war nicht einmal grimmig.

In den folgenden Jahren wuchs die Stadt. Der ein oder andere Sarg wurde aus der Kirche getragen. Das ein oder andere Kind schrie, wenn es mit gesegnetem Wasser benetzt wurde. Ein ausgemergeltes Mädchen wollte das Segelboot aus meiner Armbeuge stehlen und wurde erwischt. Der Kapitän kam irgendwann allein, sein Haar war inzwischen weiß und schütter. Er stützte sich auf einen Stock und sah mich nie wieder an.

Irgendwann trugen sie seinen Sarg aus der Kirche, mahagonifarben. Ins Tal hinunter bis zum Hafen, einmal quer durch die Stadt. Das kleine Boot, das an diesem Abend auslief, stand in Flammen. Ich verfolgte es, bis es aus meinem Blick verschwunden war.

Blumen und Kerzen und Singen und Läuten. Wind und Licht und Möwenexkrement. Man kratzte mir das Gold vom Leib. Dann kam niemand mehr. Die Glocke der Kirche stand still.

Wie viel Zeit ist seitdem vergangen? Das Wasser stieg Zentimeter für Zentimeter über den Rand des Hafenbeckens, jedes Jahr ein Stück, fraß in Zeitlupe erst die ausgestorbene Stadt und dann den Hügel, auf dem die Kirche saß. Ob ich etwas damit zu tun hatte, weiß ich nicht. Der Himmel war dunkel. Ich spürte nichts, als das Wasser über meine Zehen stieg, und auch später nicht. Um mich herum, in der Dunkelheit, schwimmen die partikelgroßen Reste von allem. Ein einziges schwarzes Meer. Ich bin da und wache über die ganze, leere Welt.

Irena Ostojć

WEISSBROTTRÄUME UND HARTBROTWIRKLICHKEIT

Der Krieg war vorbei und nichts sah mehr wie früher aus. Die einst mit Früchten bedeckten Streuobstwiesen, die mit Gütern gefüllten Lagerräume, die von allerlei Tieren bewohnten Ställe standen nun leer und trist da. Seine drei großen Brüder waren ums Leben gekommen, und der Vater vor lauter Trauer um seine gefallenen Söhne ebenfalls gestorben. Den Sieg hatte der Alte nicht erlebt. Die Mutter kümmerte sich nun alleine um die verbliebenen Kinder. Und nichts sah mehr wie früher aus. Als sich die euphorische Siegesstimmung aufgelöst hatte und die militärischen Einheiten das Dorf verlassen hatten, war die neue Wirklichkeit düster.

An Vuks dreizehntem Geburtstag machte ihm seine Mutter ein unerwartetes Geschenk: »Du wirst im Oktober zur Schule gehen. Ich habe in der Stadt mit dem Pfarrer und dem Lehrer geredet«. Endlich konnte er seinen Wissensdurst stillen! Seine Freude verging dennoch schnell vor Sorge um die Mutter, die sich nun ganz allein um alles kümmern musste. Gegen ihre Entscheidung aber konnte er sich nicht wehren – ihre Beharrlichkeit war ihm wohlbekannt.

An jenem 28. September 1945 packte die verwitwete, stolze Frau ein paar Hemden, Wollsocken, einen frischen Laib Brot, zwei Streifen Käse und ein kleines schwarzes Heft ein. Lange betrachtete sie jenen olivgrünen Rucksack – sie hatten ihn von einem verletzten Italiener, den sie gepflegt hatten, als Dankeschön bekommen. Diesen Rucksack eines von ihr gepflegten Feindes hielt sie in der Hand, fest entschlossen, eine bessere Zukunft für Vuk zu

sichern. »Schon immer war er ganz besonders, nachdenklich und träumerisch, der Bub. Die Schule wird ihm guttun, seinem Denkerkopf!«. Sie füllte noch zwei Jutesäcke mit Vollkornmehl und den letzten Kartoffeln. Die Säcke und das Bettzeug brachte sie dann auf ihren Packesel Mag auf. Den Namen hatte Mag durch Zufall erhalten: Vuks jüngste Schwester konnte als Kleinkind *magarac*, das serbische Wort für Esel, nicht aussprechen, weshalb sie es zu Mag abkürzte. Morgengrauen, eine feste, warme Umarmung, Mutters raue Hände an seinen Wangen, drei Küsschen, ein paar Tränen, dann der lange Fußweg mit dem treuen Mag in die Stadt.

Am Ende einer von Löchern übersäten Straße stand ein altes, krummes Haus. Im letzten Stockwerk befand sich das Zimmer, das Vuk mit einem weiteren Jungen teilen würde. Im Hof band Vuk den Esel an eine Straßenlaterne an und verschwand im Gebäude. Oben öffnete ihm ein älterer Mann mit langem, weißem, traditionell montenegrinischem Schnurbart.

»Willkommen Kind! Du bist der Erste. Der andere schläft wohl noch in seinem Kinderbett! Haa!«, rief der Alte, zog dabei sein Mund zu einem breiten Lächeln und seine ungewöhnlich weißen Zähne blitzten dabei wie Perlen. Als Vuk das Zimmer betrat, kam ihm die stickige, schimmelige Luft entgegen und prägte sich tief in sein Gedächtnis ein. Vom Hunger geplagt, packte er hastig das Brot aus, schnitt eine dünne Scheibe ab und belegte diese mit dem übrigen Käse. Plötzlich hörte er Mags Schrei, ließ die Brotscheibe fallen und rannte in den Hof hinaus. Den treuen Freund hatte er vollkommen vergessen. Er sah einen Mann mit einem seiner Jutesäcke davonrennen, aus welchem Mutters letzte Kartoffeln herausflogen und auf dem Pflasterboden in alle Richtungen rollten. Das Mehlgemisch und das Bettzeug konnte der brave

Mag noch retten. Ein Verwandter sollte ihn gleich abholen und zurück zu Vuks Mutter bringen. Diese letzten Augenblicke mit seinem Mag nutzte Vuk, um sich noch einmal an die Kinderspiele mit seinen Geschwistern und Mag zu erinnern. Dann trennte er sich vom Esel und von seiner Kindheit. Der Krieg machte ihn zum Erwachsenen. Ein Gefühl von Mut und Trotz, der den montenegrinischen Bergleuten so eigen war, überfiel den Jungen und er schlief voller Optimismus auf seinem Strohbett ein.

»Guten Morgen, du Prinzessin!«, rief eine verstellte Stimme an Vuks Ohr. Erschrocken, sprang er aus dem Bett und landete in einer festen Kampfposition. »Entspann dich, Mensch! Ich bin dein Mitbewohner. Miša! Aus Virak«, rief der Junge und reichte Vuk die Hand. »Solche Späßchen macht man vielleicht noch in Virak, Miša. Ihr habt vom Krieg wenig mitbekommen und kennt das Ins-Ohr-Flüstern noch von einer ganz anderen, ja romantischen Seite«, sagte Vuk zugleich provozierend und spaßend, während er Mišas Hand schüttelte. »Na sowas! Wenig vom Krieg... Du bist ja einer!«, sagte Miša lachend.

Vuks Mitbewohner hatte unter dem Krieg tatsächlich weniger gelitten und konnte sich deshalb ein Bett mit einer echten Matratze, schicke Lederstiefel und sogar ein eigenes Pferd leisten. Anfangs teilte Miša manchmal das Essen mit Vuk, allerdings wehrte sich dieser unauffällig dagegen. Sein Mehlgemisch verarbeitete Vuk jeden Abend zu einem klebrigen Brotteig, ließ ihn über Nacht stehen, in der Hoffnung, dass er währenddessen wächst. Am nächsten Morgen trug er ihn zu einer Bäckerei. Der Bäcker kannte seinen Verwandten und bot ihm an, das Brot für ihn zu backen. Vuks Teig wuchs leider nie über Nacht, da er sich die Hefe nicht leisten konnte und vom Sauerteig leider nichts wusste. Das gebackene Brot, das er vom Bäcker

abholte, war hart und trocken. Trotzdem aß Vuk sein schwarzes Brot, während er von Mišas Weißbrotscheiben träumte. *Die Weißbrotträume*. So nannte er sie in seinen kurzen Geschichten über seine Hartbrotwirklichkeit. Obwohl humorvoll und scherzhaft, verbargen seine Brottexte eine tiefe Armut und Trauer, einen großen Verlust. Seine Brotgedanken waren aber ein wahrer Schatz! Sie ließen Vuk den Ernst des Lebens, die Qual des Hungerns, den Kern der Ausdauer kennenlernen. So dachte Vuk, während er weiter in seinem Heft schrieb. Dieses Heft trug er überall mit sich herum, schrieb alles Mögliche auf, dichtete in den Schulpausen, in den schlaflosen Nächten, auf seinen täglichen Spaziergängen. Eines Tages konnte er sein Heft nicht mehr finden. Es war verloren und mit ihm alle seine bisherigen Geschichten, alle seine Träume und Albträume, alle seine Ängste und Hoffnungen.

Bald bekamen seine Brotgeschichten allerdings eine Fortsetzung. Eines Morgens gab der Bäcker dem Jungen ein echtes Weißbrot: »Ich habe deinem Teig ein bisschen von meinem Teig beigemischt. Deshalb ist es nun so weich und weiß!« Vuk wusste jedoch, dass das perfekte weiße Brot in seinen Händen keine Mischung aus zwei Teigen sein konnte.

Im Klassenzimmer fand Vuk sein altes Heft wieder. Der Hausmeister musste es irgendwo im Schulhof gefunden und hergebracht haben. Er konnte sowieso nicht lesen. Also, meine Brote, ihr seid immer noch nur mir bekannt – dachte sich der Schüler.

So verging das Schuljahr, der Bäcker backte immer noch das köstliche Weißbrot aus zweierlei Teigen, der Lehrer war immer noch streng und Vuk kam einfach nicht zum Schluss seiner Brotgeschichte. Irgendetwas kränkte ihn. Er wusste nicht, warum der Bäcker ihm das Weißbrot

jeden Tag schenkte und dies mit der Teigmischungserklärung zu tarnen versuchte?

Entschlossen, es herauszufinden, lief Vuk zur Bäckerei.

Es war erst Abend und der Bäcker war kurz davor, mit der Vorbereitung des Teigs anzufangen.

»Du bist ein paar Stunden zu früh, mein Junge. Nicht wahr?«

»Ich möchte mir gerne anschauen, wie die Weißbrotmagie zustande kommt. Dafür habe ich meinen Teil, den schwarzen Teig hier, mitgebracht«, sagte Vuk lächelnd. Der Bäcker schaute ihn ein paar Sekunden still an, lächelte, nickte und machte eine Handbewegung zur Küche. Die beiden liefen in die warme, nach Mehl und Hefe duftende Stube hinein. Der Bäcker entleerte einen Mehlsack in eine Schüssel, gab warmes Wasser, Hefe, Zucker, Salz und Öl hinein und fing mit dem Rühren an. »So, mein Kind. Du willst wissen, wie die Magie des Weißbrots entsteht? Dann hör gut zu! Die Geheimzutat...«, sagte der Brotmeister, rührte schon dick gewordene Teigmasse noch kurz um, packte sie schließlich mit den Händen und schleuderte sie auf den Tisch. Vuk schaute sehr aufmerksam zu, ganz zu Ohr und Auge verwandelt. Der Bäcker formte schweigend die Brotmasse, hob sie in die Luft und sagte fast zeremoniell: »Der Lehrer.« Der Junge wollte etwas sagen, doch ihm kam kein Wort mehr aus dem Mund. Das ganze Schuljahr spielte sich vor seinen Augen ab. Es war der Lehrer! Vuk umarmte den Bäcker und rannte zur Schule.

Die frische Abendluft strömte durch die Gassen der Kleinstadt, der Lehrer war gerade dabei, den Schulhof zu verlassen, als er den rennenden Schüler erblickte. »Mein Heft... Sie haben es gelesen?«

»Ja, Vuk, Deine Texte waren gut... frisch, eigenartig! Nutze dein Talent!«

»Das werde ich tun!«, sagte Vuk, schüttelte die Hand seines Lehrers und machte sich auf den Heimweg. Noch einmal drehte er sich kurz um und rief: »Danke für das Weißbrot, Herr Lehrer!«

Alena Bex

EIN REGAL VOLLER SCHÄTZE

An den Stellen, an denen die Sonne auf das Holz traf, schien die Bank vor ihm rötlich zu leuchten. Ein sanfter Wind wehte vereinzelt bunte Blätter in Richtung des Busches, der ihn von der Bank trennte. Er wartete. Seine Fuß- und Kniegelenke schmerzten bereits, und ab und zu versuchte er, eine Seite etwas zu entlasten, wobei seine Gelenke jedes Mal leise knirschten.

Zwischen Geäst und Blättern hindurch hatte er eine gute Sicht auf die Bank. Auf dieser saßen mit dem Rücken zu ihm ein junger Mann und eine junge Frau. Die Frau hatte die blonden Haare im Nacken zusammengebunden und lachte über die Witze, die der Mann ihr erzählte.

Eine Pause entstand. Der Mann streckte sich ausgiebig, ließ seinen Arm langsam wieder nach unten sinken und schob ihn zentimeterweise auf der Lehne entlang, bis dieser endlich hinter dem Rücken der Frau zum Liegen kam. Kaum merklich rutschte die Frau daraufhin näher an den Mann und ließ den Kopf auf dessen Schulter sinken.

Ohne die Hinterköpfe der beiden aus den Augen zu lassen, schraubte er zügig den Drehverschluss des Einmachglases auf, und verlagerte sein Gewicht so, dass er das Glas, durch die Äste des Busches hindurch, direkt an die Bank halten konnte. Die Blätter kratzten ihn im Gesicht, doch er wartete noch. Dann beeilte er sich, den Deckel, den er in der anderen Hand hielt, auf Höhe des Glases zu bringen, um es direkt an der Bank wieder zu verschließen. Das

leise Rascheln, das er beim Zurückziehen seiner Arme verursachte, wurde von dem sanften Wind, der durchs Gebüsch zog, getarnt.

Langsam entfernte er sich von der Bank. Er kramte einen Stift aus seiner Jackentasche, beschriftete das Etikett, wickelte das Glas mehrmals in Luftpolsterfolie und steckte es in seinen Jutebeutel. Auf dem Weg Richtung Stadtkern hüpfte der Beutel bei jedem seiner Schritte ganz sanft auf seinem Rücken auf und ab.

In einer schmalen Straße kam ihm auf der gegenüberliegenden Seite ein altes Ehepaar entgegen. Die Frau stützte sich vornübergebeugt auf ihren Rollator und kam nur mühsam voran, während ihr Mann, der mit einem Gehstock neben ihr lief, sichtlich bemüht war, sich ihrer langsamen Geschwindigkeit anzupassen. Seine freie Hand ruhte auf der ihren, die sich am Griff festklammerte.

Dem Paar folgend, wechselte er wie beiläufig die Straßenseite. Der leise Klang seiner Gummisohlen wurde vom Klackern des Gehwägelchens auf Kopfsteinpflaster übertönt. Er verringerte den Abstand zwischen sich und dem Ehepaar so weit, bis er sie beinahe hätte berühren können. Doch die zwei Alten waren zu sehr auf den Weg konzentriert, um ihn zu bemerken. Ansonsten war niemand in Sichtweite.

Als das Ehepaar an einer Fußgängerampel hielt, nutzte er die sich ihm bietende Gelegenheit. In einer fließenden Bewegung holte er das letzte Glas aus dem Jutebeutel, schraubte es auf und hielt es ganz nah an die beiden heran. Er wartete. Die Fußgängerampel sprang auf Grün.

Schnell verschloss er das Glas wieder. Das Ehepaar bugsierte den Rollator vom Gehweg auf die Straße, und er kehrte ihnen den Rücken zu. Seine Schultern beugten sich schützend über das Glas, als er es beschriftete und einwickelte. Den Jutebeutel wieder auf dem Rücken, richtete er seine Aufmerksamkeit nach vorne. Eine Radfahrerin, die auf der Straße zum Stehen gekommen war, starrte in seine Richtung. Sein Blick hielt ihrem kurz stand, dann wandte er sich ab und bog in die nächste Gasse ein.

Als er auf dem Heimweg am Friedhof entlangkam, warf die Sonne bereits ihre letzten Strahlen auf die Grabsteine. Von hier aus waren es noch exakt zweiundzwanzig Minuten bis zu ihm nach Hause.

In seiner Wohnung angekommen, drückte er die Tür so vorsichtig ins Schloss, dass nur ein leises Knacken zu vernehmen war. Anschließend drehte er den Schlüssel zweimal um und schob die beiden Metallriegel vor.

Ein Glas nach dem anderen holte er aus dem Beutel, wickelte es aus der Luftpolsterfolie, überprüfte bei jedem nochmals, ob es luftdicht verschlossen war und stellte sie auf dem kleinen Couchtisch ab. Heute waren es insgesamt fünf.

In der Küche standen auf dem eckigen Tisch, von dem bereits die weiße Farbe abblätterte, noch die zwei Teller vom Frühstück. Ein benutzter, mit Krümeln und Marmeladeresten. Der andere sauber, als käme er frisch aus dem Schrank. Er nahm den benutzten, öffnete den Kühlschrank und holte den Nudelauflauf vom Vortag heraus. Zwischen den einzelnen Bissen

starrte er durch den Türrahmen des Schlafzimmers, der den Blick auf ein großes Doppelbett freigab. Die Laken fein säuberlich gebügelt und glattgestrichen, die Kissen und Decken aufgeschüttelt und ohne einen Abdruck. Mit einem Ruck stand er auf, ließ den schmutzigen Teller neben dem sauberen auf dem Tisch zurück und lief ins Wohnzimmer.

Dort kramte er unter dem Sofa sein Bettzeug hervor und richtete sich für die Nacht ein. Anschließend folgte sein abendlicher Rundgang. Er kontrollierte, ob alle Fenster geschlossen waren, überprüfte die Haustür, löschte das große Licht und zog an der Schnur der Tischlampe, die den Raum in ein warmes Licht tauchte.

Endlich widmete er seine Aufmerksamkeit den Gläsern. Eines nach dem anderen hielt er ins Licht und betrachtete, wie der Lichtstrahl auf der einen Seite eintrat und rundherum zu tanzen schien, bevor er durch das Glas gebrochen wieder austrat. Sachte strich er über jedes einzelne der fünf Etiketten und stellte die Gläser anschließend zu den anderen in die Regale.

Er holte Klappleiter und Tuch aus der Abstellkammer und machte sich an die Arbeit. Er nahm eines der Gläser aus dem Regal, hielt es ins Licht, polierte es, putzte das Fleckchen Regalbrett, auf dem es gestanden hatte. Als er sich vorbeugte, um es zurück in die oberste Regalreihe zu stellen, gab die Leiter, die nicht ganz eingerastet war, plötzlich nach, stieß mit leisem Schlag gegen das Regal. Reflexartig klammerte er sich an der Leiter fest, drückte das Glas schützend gegen die Brust. Sein Herzschlag pochte laut in seinen Ohren, er betrachtete das Glas in seinem Arm, es war noch ganz und ohne einen Kratzer. Mit zittrigen Fingern strich er die

Ränder des Etiketts nach. Als sich sein Atem wieder beruhigt hatte, stellte er das Glas behutsam zurück in die oberste Reihe. Prüfend ließ er den Blick über die Regale schweifen, auch die anderen Gläser standen unbeschadet an ihren Plätzen. Er fuhr mit dem Polieren fort, bis er das Wohnzimmer einmal umrundet hatte, und der Mond bereits durchs Fenster schien. Anschließend holte er fünf neue Einmachgläser, packte sie in den Jutebeutel und stellte ihn für den nächsten Tag bereit.

Dann ließ er sich auf das Sofa sinken. Langsam wanderte sein Blick über die Reihen von Gläsern, die vom Boden bis zur Decke reichten und keinen Platz Wand freiließen. Selbst über dem Türrahmen waren Bretter angebracht.

Eine Ruhe breitete sich in ihm aus, die ihm die Augen schwer werden ließ. Während er noch das goldene Licht durch die geschlossenen Lider hindurchschimmern sah, schlief er langsam ein.

EIN LOCH IM HERZEN

»Du machst dir gerade Gedanken um morgen oder?« Noras Stimme klingt leicht rau. »Du weißt, das musst du nicht, deine Chancen sind gut Kleiner, wirklich gut!« Ihre letzten Worte sind beinahe nur ein Flüstern. Gute Chancen habe ich, das sagen alle. Natürlich sagen sie das, man sagt einem 13 jährigen Jungen nicht, dass seine Chancen schlecht aussehen, keiner sagt so etwas.

Die Rauchkringel von Noras Zigarette steigen langsam Richtung Sterne, lösen sich auf, genau wie unsere Träume meistens verpufft sind. Wir haben sie einfach ziehen lassen, ganz unbedacht, nicht mit den Konsequenzen gerechnet. Wir haben einfach gelebt, aber den Sinn nie ganz greifen können. An der grauen Krankenhausmauer standen eines Morgens die Worte »Wenn man die Augen schließt, dann klingt der Regen wie Applaus.« Mit den Monaten ist die Schrift langsam verblasst. Wie lange sind wir nun schon hier? Wie lange wird sich die Zeit noch schleppen, bis sie plötzlich endet? Letzte Woche haben sie die zwei Hiwis beauftragt, die Schrift zu entfernen, kein guter Eindruck. Zurückgeblieben ist der graue Beton. »Ich frage mich ehrlich gesagt, ob man sich noch an mich erinnern wird oder ob von mir, wie bei den Worten da drüben an der Wand, einfach irgendwann nur noch ein grauer Stein irgendwo auf einem eingezäunten Stück Erde stehen wird, den vielleicht mal ein Hund beschnüffelt oder eine Krähe ankackt.« In der Dunkelheit ist es fast wie früher in den warmen Nächten, in denen meine Schwester Nora und ich draußen im Garten übernachtet haben, wir unter den Sternen

lagen und die Welt einfach an uns vorübergezogen ist. Einfacher, zu sein, zu akzeptieren. Nora pustet einen weiteren Kringel um die Sterne, reicht mir die Linke mit der Zigarette herüber und ich versuche, es ihr gleich zu tun, spüre ein Brennen in der Seite, huste, scheitere kläglich. So schmeckt sie also - die große verbotene Freiheit, die erste Zigarette.

»Du hast Angst oder? Hätte wahrscheinlich jeder, ach Scheiße, du klingst irgendwie als hättest du schon abgeschlossen. Fuck, ich kann das alles nicht glauben, die meinten doch, du hast gute Chancen.« »Bonaparte hatte auch gute Chancen.« »Das ist nicht witzig, das weißt du genau.« Und dennoch schwingt so etwas wie Belustigung in ihrer Stimme mit, man kann ihr Grinsen in der Dunkelheit förmlich sehen. Gute Chancen habe ich, das sagen alle: Der Mann im weißen Kittel, Anke, Mama und Nora, gute Chancen also. Aber nicht ein Einziger hat mir dabei in die Augen geschaut, alle haben sie zur Decke geblickt, hinter mich, an die gegenüberliegende Wand, in die Sterne, den Kringeln hinterher, in die Augen keiner. Ob das feige ist? Keine Ahnung. Es scheint den anderen Halt zu geben. Komisch, dabei bin ich doch der Einzige, der sich in der Schwebel befindet. Wenn morgen etwas schief läuft, dann sind sie noch alle da, ich bin bei den Sternen, da oben irgendwo. Eigentlich müssen sie dann nur hochschauen, um mich zu sehen und ich wäre immer bei ihnen. Wozu also dieses ganze Drama, der Einzige, der verliert, bin ich. Ich kann nicht mehr hoch in die Sterne schauen, um ihnen nahe zu sein, ich nicht, aber sie schon. Obwohl ich kaum glauben kann, dass der Mann im weißen Kittel meinetwegen zu den Sternen blicken wird, vielleicht schnüffelt ja sein Hund mal an meinem Stein.

»Nein, jetzt mal im Ernst, du machst mir doch morgen keine Faxen, du kommst schon wieder, ja?! Und dann liegen wir hier noch die nächsten achtzig Jahre und gucken uns die Sterne an.«

Dein Herz hat ein Loch kleines Kerlchen, aber ich meine jetzt nicht so eins, das man bekommt, wenn Lotta aus der b nicht mit dir Eis essen gehen möchte. Es braucht hier mehr, als nur ein wenig Schokolade und aufmunternde Worte, um das zu reparieren. Der Arzt hat ganz ernst geguckt, bei diesen Worten. Lungenschlagader, alle haben sie, ich habe statt ihr ein Loch im Herzen, aber immerhin nicht wegen Lotta, immerhin. Am Anfang war ich nur schneller müde, konnte nicht so schnell laufen beim Fangenspielen, dann folgten die Schulausflüge im Bollerwagen - Anke, die mich zieht, damit auch ich einmal hoch hinauskomme, den Blick von der Alm genießen kann. Und dann haben sie mich vor einem halben Jahr hierhergebracht. Hospiz - ich dachte immer, das wäre so ein alter Leute Begriff, vielleicht hat das ja irgendwas mit Kartenspielen zu tun, meine Oma hat dort immer eine Freundin besucht, um mit ihr Canasta zu spielen, irgendwann hat sie damit aufgehört, warum hat sie mir nie erzählt.

Kleines Kerlchen, wir kriegen das schon wieder hin, dein Herz schlägt zu schwach, aber wir kriegen das hin, noch ist es möglich, noch. Morgen ist es soweit, ich bekomme ein Neues. Ich will kein neues Herz, ich war mit dem Alten bis jetzt sehr zufrieden, vielleicht schneller mal müde, nie der Schnellste und immer die Pfeife im Bollerwagen, aber halt immer noch meins und nicht von wem anders. »Ich mach keine Faxen, aber na ja, ich hab ein wenig Angst, dass ich dann nicht mehr ich bin, dass sich das irgendwie anders anfühlt.« Nora schweigt, vielleicht fällt es großen Schwestern schwerer, sich von den Illusionen zu lösen, sie fliegen zu lassen. Mama hat letztens gesagt, dass ich zu schnell erwachsen werden musste. Ich hab sie und den Arzt

belauscht, ihre Stimme klang dabei ganz komisch, so als wäre ihr eines unserer Lieblingsbonbons im Hals stecken geblieben. Auf meiner Liste sind noch ein paar Punkte offen. Alles stand da drauf was noch wichtig ist einmal zu erleben: Kanu fahren, rauchen wie die coolen Cowboys, mit Lotta aus der b Eis essen gehen. Fallschirmspringen und Tiefseetauchen sind natürlich Spinnereien, aber wenn man die Augen schließt, dann klingt der Regen ja auch wie Applaus. Da muss man in der Badewanne einfach nur die Augen zu machen und unter die Wasseroberfläche abtauchen. Ich hab einen Haken hinter den Punkt gemacht, es hat sich wie die Tiefsee angefühlt.

»Du bist immer noch du, ich weiß das Kleiner. Dein Kopf ist ja immer noch derselbe, deine Gedanken immer noch die gleichen, da ist dann nur ein anderer Motor drinnen, eines der besten Modelle, der bringt dich dann auf jeden Berg hinauf, mit dem bist du dann der coolste Cowboy der Welt.« »Und wenn mein Herz plötzlich nichts mehr für dich oder Mama oder Lotta fühlt? Was, wenn es die Menschen nicht mehr erkennt, die ich gerne hab. Was, wenn ich mich nach Fremden sehne, meine Träume nicht mehr meine sind und ich plötzlich nicht mehr Lotta, sondern die doofe Carla gern hab, einfach nur, weil da ein fremdes Herz in meinem Körper festgenäht wurde, das verwirrt ist. Was dann?« Noras Arme legen sich um meine Schultern, drücken mich fest an sie. Wolken ziehen auf, bedecken immer mehr und mehr die Sterne. »Du bist und bleibst für immer du, egal was passiert.« Ich bin und bleibe für immer ich, ich habe gute Chancen, Lotta will mit mir kein Eis essen gehen, aber die Sterne funkeln immer noch. Vielleicht haben große Schwestern doch recht, es wird sich ändern, aber es wird weiter gehen. Vielleicht ist es gar nicht so schlecht mit einem neuen verwirrten Herzen,

vielleicht erkennt es Lotta gar nicht wieder, dann kann nichts mehr weh tun, weder das Loch im alten Herzen noch das mit Lotta. Dann bin ich auch nicht mehr die Flachzange im Bollerwagen, sondern schlendere lässig den anderen voraus, als erster am Ausblickpunkt angelangt und garantiert der Schnellste beim Fangenspielen. Und vielleicht mag Lotta mich ja dann doch, weil ich doch dann der coolste Cowboy mit der Zigarette im Mundwinkel bin und nicht der Spasti mit dem Schlauch in der Nase. Und wenn doch alles nicht so läuft, dann bin ich ein Stern und kann funkeln und mehr strahlen als die ganze doofe b zusammen. Ich kuschle mich noch ein bisschen fester in Noras Arme »Ich hab dich lieb Nora, egal was da in meiner Brust pocht.« »Ich hab dich auch lieb Kleiner, ganz arg sogar. Keiner kann deine Träume klauen, glaub mir, niemand kann das, auch kein fremdes Herz.« Ein Tropfen landet auf meiner Wange und dann noch einer und noch einer. Die ersten Regentropfen fallen zunächst ganz sachte, nur vereinzelt von den Sternen auf uns herunter. Doch dann werden es immer mehr und mehr, ich weine und der Himmel mit mir, mit mir und Nora. »Mach die Augen zu.« Nora flüstert ganz leise in meine Haare. »Horch mal genau hin Kleiner, kannst du es hören?« Ich schließe die Augen und lausche. »Das ist dein Jubel, nur für dich.« Und sie hat recht, sie und die graue Betonmauer vor dem Krankenhaus. Wenn man die Augen schließt, dann klingt der Regen wie Applaus.

QUALITÄT, LEIDENSCHAFT UND HOCHGENUSS: JACOBS KRÖNUNG

Ein dunkelgrauer Golf fährt schnell die Autobahnauffahrt nach Würzburg hoch. Am Steuer beendet der Fahrer gerade das fünfte unzufriedene Kundengespräch an diesem Morgen. Nur Ärger mit den Kunden und dem Chef heute. Er sieht auf die Straße. In der Ferne bemerkt er eine Gestalt. Steht da etwa jemand mitten auf dem Grünstreifen? Beim Näherkommen erkennt er eine junge, dunkelhaarige Frau mit großem Rucksack in einem blauen Wintermantel, die ihre Hand raushält. Waren denn heute alle verrückt geworden?

Mala steht seit einer halben Stunde auf einem Rasenfleck an der Auffahrt. Ihr Herz klopft, ihre Hände sind feucht. Wo sollen die Autos bloß anhalten? Vielleicht hätte sie sich doch nicht hier hinstellen sollen. Da sieht sie einen etwas abgenutzten, grauen Golf blinken und schließlich abrupt neben ihr halten. Die Tür geht auf und ein »Bist du irre? Es ist viel zu gefährlich, sich hier hinstellen!«, schallt ihr entgegen. Verzweifelt fragt sie: »Würden Sie mich vielleicht Richtung Frankfurt mitnehmen?« Der Fahrer – etwa um die fünfzig mit angegrautem Haar – murmelt: »Gefährlich hier zu stehen, steig ein, schnell ... nicht die Sachen durcheinanderbringen.«

»Darf ich meinem Freund ein Foto von Ihrem Nummernschild schicken?«

»Was? Auf keinen Fall! Das ist ein Firmenwagen, ich darf niemanden mitnehmen. Wenn das jemand erfährt!«

Sie zögert. Das Nummernschild ist wichtig, aber sie hat schlechte Chancen, anders von dieser Stelle wegzukommen: »Kann ich Ihnen trotzdem vertrauen?« Er sagt genervt: »Das musst du schon selbst entscheiden.« Und auf ihren unschlüssigen Blick hin: »Hier, du kannst meine Visitenkarte abfotografieren.«

Mala entschließt sich, einzusteigen, da hält er sie zurück, »warte«, und hängt seinen Anzug vom Beifahrersitz nach hinten zu den restlichen Anzügen. Bevor sie ihre Füße in den Fußraum stellen kann, stoppt er sie wieder und holt von dort einige schwarze Mappen hervor - »die dürfen nicht geknickt werden.« Währenddessen rast ein Auto nach dem anderen an ihnen vorbei. Um das Ganze zu beschleunigen, nimmt sie kurzerhand ihren großen Wanderrucksack auf den Schoß, sodass sie fast nichts mehr sieht. Sie schließt die Tür: »Wir können los.« Sie fahren los.

Mala blickt auf die Visitenkarte: *Lothar Müller, Jacobs Kaffee Vertrieb*. Lothar trägt eine schwarze Anzughose, weißes Hemd. Sehr ordentlich. Im Auto ist es ebenfalls aufgeräumt, hinten hängen die Anzüge in Schutzhüllen, auf der Rückbank liegen Ordner. Zwischen ihnen eine Thermoskanne, Taschentücher. Typischer Firmenvertreter. Wird schon passen, er ist bestimmt nur gestresst und deshalb etwas schroff. Sie stellt sich ihm vor, er nickt nur, etwas klingelt, er hat schon wieder diesen gehetzten Gesichtsausdruck und bedeutet ihr, still zu sein: »Ich krieg einen Firmenanruf rein, du tust bitte so, als wärst du nicht da.«

Eine Frauenstimme tönt durchs Auto: »Lothar, gut dass ich dich erreiche, hier im Büro geht schon wieder alles drunter und drüber. Das Hotel Lieb hat gerade angerufen, sie wollen nochmal die gleiche Menge vom *Crema Intenso*. Wir haben aber Lieferschwierigkeiten. Ich weiß nicht, was ich machen soll.« Lothar bleibt ruhig: »In solchen Fällen kannst du Ben anrufen, er soll ihnen den einfachen *Crema* liefern, mit Rabatt und einer Entschuldigung, dass das gewünschte Produkt so bald wie möglich geliefert wird.« »Lothar, du bist mein Held« »Für dich immer gerne«, antwortet Lothar. »Gut, dass uns niemand zuhört«, stellt die Frau am anderen Ende der Leitung fest. Mala muss grinsen.

Lothar legt auf und stellt sich endlich vor. Sie öffnet den Mund, um zu antworten, da klingelt es schon wieder: »Das geht den ganzen Tag so«, raunt er ihr zu und nimmt ab. Mitten im Gespräch beginnt er etwas zu suchen. »Zettel?«, flüstert Mala und hält ihm Notizbuch und Stift hin. Er nickt, ist aber zu sehr mit Fahren beschäftigt, also schreibt sie – auf ihren Rucksack gestützt – Name, Adresse und Uhrzeit des Termins auf, reißt die Seite heraus und legt sie neben ihn. Lothar zeigt zum ersten Mal den Anflug eines Lächelns. Doch dann fällt sein Blick auf den Rucksack auf ihrem Schoß und sein Gesicht verfinstert sich wieder: »Das ist viel zu gefährlich! Stell dir vor, ich mache eine Vollbremsung, dann knallt er dir direkt ins Gesicht. Du musst ihn ordentlich abstellen!« »Wo denn?«, fragt sie, deutet auf die hinten aufgereihten Anzüge und Ordner und fügt beschwichtigend hinzu: »Das geht schon.«

Lothar lässt sich nicht beeindrucken: »Nee, wir halten gleich an.« An der nächsten Raststätte verstaut Mala ihren Rucksack mitsamt Wintermantel im Kofferraum. Sie streckt sich ein wenig und sieht aus dem Augenwinkel, wie Lothar in einer Kühlbox auf seiner Rückbank herumsucht. Als sie wieder einsteigen will, hält er ihr einen Apfel direkt unter die Nase: »Willst du? Ist Bio.« Er beißt in seinen Apfel. »Den musst du probieren.« Mala gehorcht: Er ist knackig, ein bisschen sauer, schmeckt nach Sommer. Sie schließt die Augen. Lothar schreit ihr ins Ohr: »Ist der nicht geil?« Sie zuckt zusammen, öffnet die Augen und nickt.

Beim Einsteigen deutet er auf die Kühlbox mit Äpfeln zwischen den Aktenordnern: »Nimm dir. Die sind so geil. Selbstgeerntete Äpfel von unseren eigenen Streuobstwiesen. Total Bio, nichts Chemisches dran und von uns selbst geerntet! So erdend, die Apfelernte. Die Natur ist doch der Wahnsinn, oder? Willst du mal sehen?« Lothar holt sein Smartphone heraus und zeigt ihr Fotos: eine große Wiese mit Apfelbäumen, ein Lastwagen mit der gesamten Ladefläche voll goldgelber und roter Äpfel. Davor steht eine braunhaarige Frau Mitte vierzig und lacht offen in die Kamera. »Das ist meine Freundin«, sagt Lothar und plötzlich in seinem Attacken-Tonfall: »Ist die nicht schön?« Mala nickt schnell. »Es sind ihre Wiesen. Ich bin zu ihr gezogen, und wir machen die Ernte jetzt gemeinsam. Wenn ich mal länger zu Hause bin.« »Wie lange bist du denn immer so unterwegs?« »Fünf bis sechs Tage am Stück. Nur im Urlaub können wir uns ums Grundstück kümmern. Am liebsten wäre ich aber zu Hause. Statt die ganze Zeit im Auto zu sitzen.«

Das Telefon klingelt wieder. Diesmal schreibt Mala gleich mit. Lothar freut sich: »Da könnte ich mich glatt dran gewöhnen, so eine mitschreibende Assistentin dabeizuhaben. Möchtest du zum nächsten Kunden nicht mitkommen? Ich bekomme täglich dreißig bis fünfzig Anrufe von Kunden und Kollegen. Ständig will jemand was von mir. Jacobs Krönung ist ja Weltmarkt. Da musst du schon gut organisiert sein, um länger dabeizubleiben. Auf Zack, weißt du?« Gut organisiert. Mala denkt an ihre vergessene Autobahnkarte. Außerdem muss sie bei »Weltmarkt« gleich an unethische Kaffeeplantagen denken. Wie passt das zu seiner Begeisterung für Bioäpfel?

»Es gibt einige UTZ-zertifizierte Kaffeesorten, aber es ist gar nicht so einfach das zu kontrollieren, kulturelle Barrieren. Kleine Kooperationen mit Bauern lohnen sich nicht bei der Weltmarktkonkurrenz. Wir beziehen unseren Kaffee von überall her. Da gibt es viele Schwierigkeiten, man weiß auch nicht wirklich, inwieweit die Vorgaben da eingehalten werden.«

»Was ist mit Direkthandel?«

»Das ist bei so einem großen Konzern und unseren Kunden schwierig zu realisieren. Würde auf Kosten des Gewinns gehen. Du studierst wohl nicht BWL, was?«

»Nee, Soziologie.«

»Aha. Interessant. Ist es nicht gerade mitten im Semester?«

»Ja, schon.« Zwischen seinen akribisch aufgereihten Ordnern und Anzügen kommt Malas Leben ihr noch unklarer vor als sonst. Er sieht sie fragend an.

»Letzten Sommer ging es mir nicht so gut, ich fühlte mich konstant überfordert. Alles konnte mir sinnlos erscheinen, mein Freund und ich stritten viel, ich fühlte mich zu Hause manchmal, als würde ich keine Luft mehr bekommen.«

»Und jetzt möchtest du ein bisschen Luft schnappen?«

»Irgendwann, als ich es nicht mehr aushielt, ging ich einige Wochen in eine psychosomatische Klinik. Danach wollte ich nicht sofort zurück in meine gewohnte Umgebung, wo alle zu wissen schienen, was sie wollen und wohin sie gehören. Deshalb fahre ich jetzt Richtung Norden zu einer spirituellen Gemeinschaft am Meer. Ich möchte meditieren, hoffentlich Abstand und vor allem Klarheit bekommen.« Vorsichtig sieht sie ihn von der Seite an. Therapie und Spiritualität sind bestimmt nichts für erfolgreiche Vertriebler.

Lothar sieht in Malas ratloses Gesicht, ihr Blick ist unsicher. Ach was soll's, er sieht sie ja eh nie wieder, und sie scheint ihm vertrauenswürdig: »Ich hatte letztes Jahr auch eine Krise. Danach kam ich ironischerweise ausgerechnet in eine spirituell ausgerichtete Klinik. Dachte anfangs: Was wollt ihr mit diesem in Watte gepackten Psychozeug, das hatte überhaupt nichts mit dem richtigen Leben in der freien Wirtschaft zu tun. Die haben in der Klinik immer von ‚sich spüren‘ geredet, anfangs wusste ich gar nichts damit anzufangen, da gibt's nicht viel zu spüren. Aber nach einer Weile merkte ich, dass ich überhaupt nicht wusste, was ich will. Kein Telefongeklingel oder Geplane. Ich hab mich drauf eingelassen. Das war am Anfang richtig beängstigend. Seitdem habe ich mich viel mit sowas beschäftigt, Spiritualität, Heilfasten. Heilfasten! Das musst du unbedingt machen! Du isst eine Woche lang nichts, kommst in einen

tranceähnlichen Zustand. Danach isst du einen Apfel und der ist so geil, ist das leckerste was du jemals gegessen hast. Ist das nicht abgefahren?«

Mala sagt ausweichend: »Zumindest meditieren kann ich mir vorstellen. Ich mach mir schnell Sorgen, weißt du?«

»Und dann trampst du?«

»Ich glaube, ich möchte mir selbst zeigen, dass ich das allein kann.« Lothar zieht seine Augenbrauen hoch. »Na gut, vielleicht übertreibe ich dabei ein bisschen. Manchmal kämpft Abenteuerlust und ... vielleicht auch schlechte Organisation mit meinem Sicherheitsbedürfnis.«

»Ich verstehe ja, dass du frei sein möchtest, aber ob das das Risiko wert ist? Stell dich zumindest an bessere Stellen in Zukunft.« Mala nickt einlenkend. Seine akribische Ordnung und Struktur haben etwas Beruhigendes.

Sie fahren eine Weile schweigend. Um die Mittagszeit sind sie an Malas Zielraststätte angekommen. Lothar holt dort zwei Brötchen: Wann hat er das letzte Mal mit jemandem zusammen Mittag gemacht?

»Eigentlich bekloppt: als ich bei Jacobs Kaffee anfing, war es relativ entspannt, ich hatte meine festen Routen und Zeiten, konnte morgens die Kinder beim Frühstück sehen und war zum Abendessen meist wieder zu Hause, damals musste ich noch nicht deutschlandweit unterwegs sein. Doch die Atmosphäre hat sich verändert. Konkurrenz, Provision, Digitalisierung, wir waren überall erreichbar und sollten es auch sein. Irgendwann sah mein Tag so aus: Ich stand

um halb fünf auf, Mails checken, Route planen, sah die Kinder gegen halb sieben ganz selten mal zum Frühstück, fuhr los, war oft bis zweiundzwanzig Uhr unterwegs, durchgehend Telefonate oder Kunden. Sah abends kurz meine damalige Frau, Mails checken, fiel ins Bett, am nächsten Tag das gleiche Spiel. Am Ende schlief ich kaum noch, konnte nur in Zahlen denken, aber leistungsfähig habe ich mich gefühlt! Das Geld stimmte, wir konnten uns alles leisten, Haus, Garten, Pool.«

Lothar sieht geistesabwesend auf sein Brötchen.

»Was war mit deinen Kindern?«

»Ich war wie in einem Tunnel. Sie haben nebenher existiert, ich bemerkte höchstens, dass sie morgens gern Nutella frühstückten. Dachte fortwährend an die Arbeit, war wie eine Droge. Nach der Trennung von meiner Ex-Frau wurde alles noch schlimmer. Bis plötzlich gar nichts mehr ging. Von einem Tag auf den Anderen. Ich saß im Auto, mein Chef rief an, sagte ‚Lothar, du musst schnell zu dem Kunden kommen, der möchte unseren Vertrag kündigen, ist einer unserer Bestzahlenden, große Hotelkette, hatte Stress mit Dieter, der war zuständig, hab ihn gerade entlassen, du musst dich kümmern. Lothar, bist du noch da?‘ – ich konnte nicht mehr richtig reagieren, nur ‚ja‘ sagen. Als der Kunde anrief, war ich nicht fähig abzunehmen, ich war körperlich wie gelähmt. Das Handy klingelte ununterbrochen. Irgendwann rief meine Ex-Frau an, ich schaffte es endlich ranzugehen, sie war aufgebracht. Der Chef habe sie angerufen, ich sei nicht erreichbar, sie mache sich Sorgen. Ich sagte ‚Ich habe einen Anfall, körperliche Lähmung, du musst mich holen‘ In der Klinik dann: Burnout. Kommst schnell ins Hamsterrad alleine in deiner Karre. Keine Zeit nachzudenken. Außer man hat unerwartete Gesellschaft.« Er lächelt

Mala an, wirkt für einen kurzen Moment weniger unter Druck. »Ist schön, wenn mal jemand zuhört.«

»Willst du den Job ewig weitermachen?«

»Weiß nicht. Letztens wollte ich mich mit meiner Freundin zusammensetzen und die nächsten fünf Jahre planen. Vielleicht gehen wir zusammen weg, dachte ich. Aber sie will die Obstwiesen ihres Vaters nicht verlassen. Wenn man zusammen ist, muss man doch gemeinsam planen, oder? Ganz oder gar nicht, das ist doch nicht zu viel verlangt, oder?«, fragt Lothar eindringlich.

»Ich bin da, glaub ich, die falsche Adresse. Mit mir ist gerade nicht gut planen.«

»Stimmt, sieh du mal zu, dass du gut ankommst heute. Hast du auch nichts vergessen? Es hat mich tatsächlich gefreut, dich mitzunehmen. Mach's gut.«

»Mich auch, vielen Dank für alles, und vielleicht bis irgendwann, Lothar.« Er geht zum Auto, steigt ein, winkt, fährt weg. Mala bleibt mit ihren Sachen alleine zurück, atmet ein paar Mal tief durch, erschöpft vom Zuhören. Und froh, Zeit zu haben. Sie öffnet ihren Rucksack und findet einen Apfel und zwei Päckchen Jacobs-Kaffee, UTZ zertifiziert.

Lucia Distler

AUS DEM TAGEBUCH EINES LÜGNERS

Freitag, 09.03.2018

Der einsame Tisch in der Nische der schummrigen Bar ist mein Lieblingsplatz. Im Halbschatten sieht sie mich nicht. So wie ich gerade aussehe, ausgewaschene Jeans, zerknittertes Hemd, unordentliche blonde Haare, ist das auch kein Wunder. Ich bin ein Durchschnittstyp und Mittelmaß ist für sie nicht gut genug.

Gerade streicht sie sich eine dunkle Haarsträhne hinter ein Ohr, dann setzt sie das Glas an die vollen Lippen und eine goldene Flüssigkeit strömt ihr in den Mund. Whisky on the Rocks, recht ungewöhnlich für eine Frau. Wie jede Woche sitzt sie am Tresen, heute in einem eleganten schwarzen Overall, die langen Beine übereinandergeschlagen. Sie redet mit dem Barkeeper, die beiden kennen sich gut. Sie stellt ihr Glas wieder ab, lacht dieses wundervolle Lachen, streift seinen Arm, er lächelt verschmitzt zurück. Wüsste ich nicht, dass der Barkeeper schwul ist, wäre ich eifersüchtig. Zugegeben, ich kann ihn auch so nicht ausstehen. Wäre er nicht da, das Bild wäre perfekt, an ihr kann ich mich nicht sattsehen. Hoffentlich ist sie nicht vergeben, es ist anstrengend, einen anderen Kerl loszuwerden. Zumindest trägt sie keinen Ring und bisher hat sie noch jeden abgewiesen, alles Durchschnittstypen. Für sie muss ich jemand Besonderes werden.

Es war so eine Sache mit der Wahrheit. Sie fesselte ihn, schnürte ihn ein wie eine Zwangsjacke. Sie war das unliebsame Konstrukt, das ihn, wenn er sich nicht rechtzeitig wehrte, zu ewigem Mittelmaß verdammen würde. Das konnte er nicht zulassen. Was machte es schon, wenn er hier und da ein bisschen zog und bog, bis die Jacke wieder passte? Das tat doch jeder hin und wieder. So dachte jedenfalls Lukas, als er sein kleines, in raues Leder gebundenes Tagebuch zuklappte und sich ungesehen hinter seiner zukünftigen Eroberung aus der Bar stahl. Es war noch nicht an der Zeit, sich ihr zu zeigen, schon gar nicht in dieser Verfassung.

Samstag, 10.03.2018

Gefeuert. Dieses Wort kreist seit Tagen unablässig durch meine Gedanken, die einfach nicht stillstehen wollen. Nicht mal der Alkohol hat sie zum Schweigen gebracht. Ganze sechs Monate habe ich diesmal durchgehalten und bin vor diesem aufgeblasenen Rechtsanwalt zu Kreuze gekrochen. Wofür? Um mir sagen zu lassen, dass ich sogar als Assistent nichts taue, völlig nutzlos bin? Das habe ich nicht verdient! Sicher, mein Zeugnis war gefälscht, aber ich habe verdammt noch mal einen guten Job gemacht... scheint so, als bin ich für ehrliche Arbeit nicht geschaffen.

Als Lukas am nächsten Morgen seine Wohnung verließ, reifte ein Plan in ihm heran. Er musste sich selbst loswerden, seine Identität abstreifen wie eine Schlange ihre Haut. Ein neuer Name musste her, ein neuer Beruf, ein neues Aussehen. Aus ihm würde ein neuer Mann werden! Der Gedanke gefiel ihm. Lukas war ein Versager. Lukas hatte vieles angefangen und doch nichts fertig gebracht. Das konnte er nicht mehr leugnen. Wie wäre es also mit Tom? Tom würde so etwas bestimmt nicht passieren. Und der Nachname...? Schulte, das war solide, passend für

einen Anwalt. Ob er den Namen wohl offiziell ändern lassen konnte? Er notierte es in seinem Tagebuch. Jetzt musste nur noch das restliche Profil stimmen. Wie hatte seine Mutter immer gesagt? *Bleib so nah wie möglich an der Wahrheit. . . du musst sie nur ein bisschen weniger hässlich machen.* Das war offensichtlich ein Erfolgsrezept, denn sie hatte zuerst sich und dann auch ihn durch vorteilhafte Ehen finanziert. Sein Vater war nur eines der Opfer gewesen. Hin und wieder steckte sie ihm noch heute etwas Geld zu. Ob sie enttäuscht war, dass er noch nicht mehr aus sich gemacht hatte? Nun, er würde es wieder gutmachen, sie hatte ihm doch so viel beigebracht. . .

Mit diesen Gedanken fuhr er durch die halbe Stadt zu einem Friseur mit ausgezeichnetem Ruf. Tom Schulte wollte nur das Beste und er konnte es sich leisten. Zumindest für eine Weile. Mit dunkelbraunen Haaren und einem Haarschnitt, der ihn ein wenig verwegen aussehen ließ, kam er zwei Stunden später wieder heraus. Sogar die Augenbrauen waren gefärbt. Die nächste Station war ein Herrenausstatter, den ihm ein Freund vor einer Weile empfohlen hatte. Er brauchte einen neuen Anzug. Er fand einen passenden in dunklem Beige, aus Schurwolle und Seide, er saß perfekt.

Auf dem Rückweg stieg er zwei Haltestellen zu früh aus, in dem kleinen Viertel, in dem sich auch die Bar befand. Lukas wusste, dass sie in einem der umliegenden Häuser arbeitete, sie kam immer zu Fuß aus derselben Richtung und so viele Möglichkeiten gab es hier nicht. Gemächlich lief er die Seitenstraßen ab und bemühte sich, möglichst unauffällig die gewerblichen Anschriften zu notieren, die ihm auffielen. Google erledigte den Rest und

tatsächlich, er fand sie. Dieses Gesicht und diese Augen hätte er überall wiedererkannt. Ihr Name war Nadja Richter, sie war Innenarchitektin und hatte ihr Büro in einem der schönsten Viertel der Stadt. Das war doch eine Frau, die zu Rechtsanwalt Tom Schulte passen würde. Ein perfektes Paar. Mit einigem Stolz sah er die Fassade des hübschen Altbaus hinauf, vor dessen Eingang er stand. In diesem Augenblick wurde die Klinke heruntergedrückt, die Tür quietschte. Lukas sprang erschrocken zurück, lehnte sich ein paar Meter weiter gegen die Hauswand und beugte sich zur Tarnung über sein Smartphone. Hochhackige Schuhe klangen auf dem Asphalt, als eine Frau herauskam. Sie schloss die Tür hinter sich, dann ging sie in die entgegengesetzte Richtung. Als Lukas wieder aufsaß, sah er gerade noch ihre dunklen Haare, bevor sie um die nächste Ecke bog. Erleichtert atmete er auf. Selbst wenn sie es gewesen sein sollte, sie hatte ihn nicht gesehen.

Freitag, 16.03.2018

Es ist so weit, Tom Schulte hat seinen ersten Auftritt, Lukas Schneider ist ab heute Vergangenheit.

Tom ist gerade in die Stadt gezogen, auf der Suche nach einem Neuanfang. Er ist Jurist, frisch geschieden, keine Kinder. Tom sieht gut aus...

Ja, ich sehe gut aus, dachte er, als er in den Spiegel sah. Der Anzug saß, ein bisschen Gel hielt seine Haare an der richtigen Stelle und die dunkelbraunen Lederschuhe rundeten das Profil ab. Er war tatsächlich so weit.

Eine halbe Stunde später saß er an der Bar, dort wo Nadja sonst immer saß, bereit dafür, das erste Mal Tom zu sein. Doch sie war nicht da. Warum war sie nicht da? Tom schluckte die

Unruhe mit einem großen Schluck Whiskey herunter und schüttelte sich beinahe. Wie konnte sie das Zeug bloß trinken? Er sah sich um, heute war weniger los als sonst. Es war halb acht, sonst kam sie um sieben. Er war kurz davor aufzugeben, als der Hocker neben ihm zurückgezogen wurde. Er bemühte sich, nicht sofort aufzusehen, zu prüfen, ob sie es tatsächlich war. Ein dunkler Haarvorhang fiel zwischen sie, der Duft von Kokos und Macadamia.

»Hi Nadja.« Der Barkeeper befreite Tom aus der Ungewissheit.

Es war derselbe Kerl wie letzte Woche.

»Hallo Nik, das Übliche, bitte.« Nadja klang atemlos.

Der Barkeeper nickte und griff nach einem frischen Glas und einer Whiskeyflasche im Regal über der Spüle. Währenddessen wandte sich Nadja an Tom.

»Es ist wirklich selten, dass jemand auf meinem Stammplatz sitzt.« Ihre warme Stimme drang an sein Ohr.

Tom sah auf und jubelte innerlich. Sie sprach mit ihm!

»Oh, Verzeihung«, sagte er, stand auf und versuchte, betroffen auszusehen. Mit einem Lächeln bot er ihr den Hocker an, sie lehnte lachend ab.

»So war das nicht gemeint.«

Also hatte er wohl ihr Interesse geweckt? Schnell reichte er ihr die Hand, bevor sie sich wieder abwenden konnte.

»Mein Name ist Tom, sehr erfreut.«

»Nadja, ebenso.« Sie schlug ein und musterte ihn. Ihr schien zu gefallen, was sie sah, er konnte aufatmen.

»Was führt Sie in diese Gegend, Tom?«

»Nennen wir es einen Neuanfang.«

Sie nickte und nahm ihr Getränk entgegen.

»Beruf oder Familie?«

»Beides. Neuer Job und eine Scheidung.«

»Oh, das tut mir leid, ich hätte nicht fragen sollen.«

»Muss es nicht, es war überfällig.« Er zuckte lässig mit den Schultern, lächelte sie an, strich sich durchs Haar. Sie verfolgte jede seiner Bewegungen mit den Augen, es war perfekt.

»Passen Sie kurz auf meine Sachen auf?«

Nadja erhob sich, um zur Toilette zu gehen.

»Selbstverständlich«, antwortete Tom, ganz der Gentleman. Er sah ihr nach, verfolgte jeden Schritt und lächelte. Jedenfalls so lange, bis er sah, wie sein ehemaliger Chef die Bar betrat und auf ihn zukam.

DIE BEGEGNUNG

Wie immer erreichte die Dämmerung den Wald als Erstes. Das Geräusch des Windes, der die Bäume an diesem Abend besonders stark schüttelte, und das stetige Fließen des Flusses vereinigten sich zu einem beunruhigenden Rauschen.

Die schmale Silhouette des Radfahrers konnte man kaum noch von den Bäumen unterscheiden, so sehr hatte sich die Dunkelheit schon über dem Wald ausgebreitet, während ihr die Stadt mit ihren breiten Straßen, den weitläufigen Plätzen und vor allem ihren Leuchtschildern, Straßenlaternen, Geschäften, Restaurants und Kneipen trotzte.

Hier herrschte noch reges Treiben, während sich mit der Dunkelheit eine Ruhe über den Wald gelegt hatte, deren fester Bestandteil jenes Rauschen war. Die Beine des Jungen, der wie wild in die Pedale trat und das Knirschen des Kieses unter den Reifen verschmolzen mit dem Rauschen.

Der schmächtige Radfahrer konnte augenscheinlich den Wald und den Fluss, die sich schon vollkommen auf die Nacht eingerichtet zu haben schienen, nicht recht genießen.

War es aufgrund seines Alters? Oder, weil er es nicht gewohnt war, bei Dunkelheit allein unterwegs zu sein? War ihm die Ruhe etwa unheimlich?

Der stärker werdende Wind veranlasste die Blätter und Äste der Bäume, dem Jungen immer schneller und schneller zu winken, als wollten sie ihn zur Eile antreiben. Ein Gewitter bahnte sich an.

Auch die Bewegungen seiner dünnen Beine wurden schneller. Trotz schweren Atems trat er immer schneller in die Pedale, wollte vor den ersten Regentropfen daheim im Zimmer sitzen. Doch der Regen setzte ein, leichter, warmer Sommerregen. Der Junge hatte gerade eine Lichtung erreicht. Zwischen den Wolken, aus denen die Tropfen auf seinen verschwitzten Körper herabfiel, konnte er einen abnehmenden Mond ausmachen.

Sein Keuchen beruhigte sich wieder zu einem gleichmäßigen Atmen. Er war an einer etwas abseits gelegenen, ruhigen Badestelle angekommen. An heißen Sommertagen hatte er sich hier schon oft in die erfrischende Kühle des Wassers gestürzt.

Nun ließ der Mond den Fluss geheimnisvoll glitzern. Sein Licht sorgte dafür, dass sich der helle Körper der Person, die bis zu den Kniekehlen im Wasser stand, gut von der Dunkelheit und den Bäumen am gegenüberliegenden Ufer abhob. Der nackte junge Mann, etwa fünf bis sechs Jahre älter als der Radfahrer, stand mit dem Rücken zu ihm.

Eben noch so stark aufs Vorwärtskommen bedacht, verharrte er nun unschlüssig. Dann stieg er vom Fahrrad und stellte sich in den Schatten einer Baumgruppe, sodass er vom Fluss aus nicht zu sehen war, jedoch selbst eine ausgezeichnete Sicht darauf, wichtiger aber noch auf den nächtlichen Bader hatte.

Dieser hatte es nicht eilig, in das dunkle Nass einzutauchen. Stattdessen genoss er die dicken Regentropfen, die auf seiner nackten Haut zerplatzten. Ungewollt gab er dem heimlichen Beobachter dadurch genug Zeit, die schlanken, leicht muskulösen, männlichen Formen seines Körpers zu bewundern.

Sie waren schon vollständig ausgebildet, eine Entwicklung, die dem noch sehr kindlichen Körper des Beobachters nun wohl auch unmittelbar bevorstand. Dessen glänzende Augen verfolgten die geschwungenen Linien der schlanken Oberarme, die durch seine Muskeln zustande kamen. Im Gegensatz zu den schmalen Hüften war der Oberkörper breit, die perfekten Proportionen wirkten sehr natürlich, nicht etwa so, als hätte es Stunden gekostet, den Körper in diese Form zu bringen. Rücken und Po waren recht wenig behaart, der dunkle Flaum setzte erst unterhalb der wohlgeformten Pobacken ein. Sie waren erstaunlich rund. Der Mondschein ließ die Haut schimmern.

Der schwächliche Junge stand starr, tief bewegt von dem wundersamen Anblick, der sich ihm da bot, im Schutz der Baumgruppe. Währenddessen hatte sich die Gestalt, die er so versunken betrachtet hatte, entschlossen, den schönen Körper komplett in die undurchdringlichen, schwarzen Wasser des Flusses gleiten zu lassen. Nun reflektierte nur noch das dunkle Haar das Mondlicht. Mit kräftigen Zügen schwamm der junge Mann in die Mitte des Flusses, dann ließ er sich von der Strömung ein Stück flussabwärts treiben. Sein Beobachter sah ihm gebannt nach, bis er den dunklen Kopf kaum noch vom schwarzen Wasser und der schwarzen Nacht unterscheiden konnte.

Erst das Strampeln und Spritzen, als der junge Mann sich gegen die Strömung wieder ans Ufer kämpfte, weckten den Beobachter hinter den Bäumen aus seiner Starre. Der Schwimmer kam direkt auf ihn zu.

Der Jüngere riss sich los, schwang sich auf den Sattel und radelte. Kurz strampelte die kleine Gestalt durch das Blickfeld des nächtlichen Baders. Dann hatte der Wald sie wieder verschluckt.

Die Wärme, die sich in der Brust des Heranwachsenden ausgebreitet hatte und sich von da an noch einige Male bei der Betrachtung von Jungen- und Männerkörpern zu einer fast unerträglich schönen Hitze entwickeln sollte, vermochte der Wald jedoch nicht zu schlucken.

SEIN UND HABEN

So sanft, denkt sie bei sich. Die Fingerkuppen ihrer rechten Hand streichen liebevoll über den kleinen Rücken – auf und ab, auf und ab und wieder auf und ab. So sanft - trotz der Käseschmiere und dem Blut, das noch auf dem kleinen Körper klebt. So zart und weich. Sie lächelt, hält kurz mit ihrer Hand inne und drückt dem kleinen, kahl-behaarten Köpfchen einen Kuss auf den Scheitel. Das Gesichtchen ist nach unten gewandt und ruht zwischen ihren Brüsten, die Ärmchen hat sie dem kleinen Menschen eng an den Körper neben den Kopf gefaltet. So sanft, denkt sie noch einmal. Noch ein Kuss und ihre Hand nimmt den Rhythmus der Liebkosung wieder auf. Sie schüttelt leicht den Kopf. So unbegreiflich. Auf und ab.

Wenige Stunden zuvor war das kleine Wesen noch in ihrem Bauch gewesen. Dann – kurz darauf – schmerzhaft für Mutter und Kind, wurde es in die Welt gepresst. Und jetzt – in ihren Armen. Auf und Ab.

Neugeborene, sagt man, riechen besonders. Sie hätten, so sagt man, einen ganz eigenen, süßen Duft, in dem man versinken möchte. Sie hält noch einmal inne, neigt ihren Kopf ein wenig nach unten und riecht am Köpfchen. Hm – nein. Sie schnuppert wieder. Nichts. Ihre Hand setzt sich wieder in Bewegung. Auf und ab. Eigenartig, denkt sie, dass ihr Kind nicht so riecht. Eigentlich – noch einmal nimmt sie einen tiefen Atemzug – riecht es nach nichts. Sie überlegt.

Das wird wohl daran liegen, denkt sie bei sich, es wird wohl daran liegen, dass es tot ist. Ihr Kopf nickt langsam für sie. Das wird es wohl sein. Tote Neugeborene riechen wohl nicht. Sie leben nicht und riechen nicht. Denn sonst – was gäbe es sonst für einen Grund? Es hat zehn Fingerchen, wie andere Kinder. Es hat zehn Zehen, wie andere Kinder. Zwei Arme, zwei Beine, Hals und Kopf, Nase, Augen, Ohren, Mund – wie andere Kinder. Alles ist da. Ein ganzer Mensch. Auf und ab. Und eben schon nicht mehr. Ein Schluchzen flüchtet sich gurgelnd nach draußen, eine Träne rinnt ihre Wange hinab. Sie presst den kleinen Körper noch ein wenig enger an ihre Brust. Auf und ab.

Manchmal passiert das, hatte der Arzt gesagt. Ganz grundlos; ein Kind wird geboren und schon stirbt es wieder. Da kann man nichts machen. Er unterzeichnete ein Papier. Nehmen Sie es nicht zu schwer. Dann hatte er der Schwester den Zeitpunkt des Todes genannt, ihre Hand geschüttelt – mit den besten Wünschen – und war auf den Flur hinaus verschwunden. Die Schwestern waren noch eine Weile hin und her gehuscht, erledigten dies und das – ein wenig das Fenster auf, frische Luft tut immer gut; das Kissen aufschütteln, damit man besser liegt – bis schließlich die letzte mit bedauernder Miene die Tür hinter sich zuzog. Sie solle einfach klingeln, wenn sie irgendetwas bräuchte. Auf und ab.

Zuerst, war sie wie betäubt gewesen. Ihr Gesicht brannte. Alles war so – unwirklich. So – fern. Das tote Kind in ihren Armen auf der Brust. Dann hatte er sie in den Arm genommen und die Tränen waren herausgebrochen. Auf und ab.

Er war aus einem Meeting direkt zur ihr gefahren, als sie ihn angerufen hatte, dass es los gehe. Er hatte gestrahlt über das ganze Gesicht, seine Augen hatten geleuchtet. Er werde jetzt Papa, hatte er freudestrahlend verkündet, Papa! Die Tasche fürs Krankenhaus hatte er vergessen, obwohl sie direkt neben der Tür stand, schon seit Wochen. Zwei rote Ampeln hatte er überfahren, obwohl sie ausreichend Zeit hatten, die Wehen lagen noch weit auseinander. Er hatte sie eng umschlungen gestützt in den Kreissaal geführt, obwohl sie noch selbst laufen konnte. Und immer wieder hatte er an seinem Anzug gespielt: Krawatte auf, Krawatte zu, Ärmel hoch, Ärmel runter, Jackett an, Jackett aus.

Sein Kopf war jetzt auf seine Brust gesunken, er saß in sich zusammengefallen in einem Stuhl neben ihrem Bett und schlief. Sein Hemd ganz zerknittert und fleckig, dort, wo sie sich an ihn geklammert hatte. Die Krawatte und das Jackett lagen über dem Fußende des Bettes. Auf und ab.

Am späten Nachmittag war eine Seelsorgerin des Krankenhauses zu ihnen gekommen und hatte nach bedauerndem und verständnisvollem Kopfnicken versichert, dass Gott auch jetzt in dieser schweren Stunde bei ihnen sei und sich ihrer und ihres Kindes annehmen werde, und sich dann entschuldigt, dass sie jetzt aber auch wieder los müsse, weil im Moment ja auch ein Herzinfarkt im Sterben liege und ein Leistenbruch auf die Krankensalbung warte und heute Abend dann – so ein Stress! – auch noch diese ökumenische Feier in der Krankenhauskapelle sei, zu der sie natürlich auch ganz, ganz herzlich eingeladen seien und dass mit dem Personalmangel – da werde einfach am falschen Ende gespart! – man ja praktisch keine Zeit

mehr für jeden Einzelnen habe – leider, leider! Die Tür hinter ihr schloss sich mit einem leisen Klicken. Auf und ab.

Als keine Tränen mehr gekommen waren und sie kaum mehr aus ihren geschwollenen Augen blicken konnte, hatte er das Kind ein wenig genommen, lief im Zimmer auf und ab und flüsterte dem kleinen toten Menschen Liebesschwüre ins Ohr. Aus seiner Kehle kam kein Schluchzen, seine Tränenrannen lautlos. Auf und ab.

Aus einem dösen Schlaf der Erschöpfung war sie von der Nachtschicht gerissen worden. Die Schwester stellte sich kurz vor, riss das Fenster zum Lüften auf, erklärte ihr herzlos-praktisch, dass das Scheißerle langsam mal in die Pathologie gebracht werden müsse, schließlich könne es nicht ewig hier liegen. Auf und ab.

Ein markerschütternder Schrei brach aus ihr heraus, ein Kreischen und Heulen, so laut und schrill, dass sie selbst zusammenzuckte. »Sie nehmen mir mein Kind nicht weg!« Ihre Stimme überschlug sich. Sie presste das leblose Bündel noch fester an ihre Brust, umklammerte es schützend. »Das ist mein Kind! Mein Kind! MEIN KIND!« Die Tränen stürzten nun wieder ihre Wangen hinab, ihr Körper verfiel in ein Zittern ob der Angst und Wut, und im Staccato stieß ihr Kehle Gurgeln und Schluchzen aus. »Ich bin seine Mutter.« Ihr Atem begann zu pfeifen, ihr Schreien wurde ein Wimmern. Ihr Kind. Ihr Kind. Es war doch ihr Kind.

Der diensthabende Arzt verabreichte ihr schließlich eine leichte Beruhigungsspritze, während ein dazu gerufener Pfleger sie festhielt und ihr Mann ihr das kleine Bündel Tod aus den Armen nahm. Man gestand ihnen schließlich mit dem Kind das Geburtszimmer noch für diese Nacht zu, denn die Kapazitäten waren zum derzeitigen Zeitpunkt noch nicht vollkommen ausgeschöpft und in Anbetracht der Umstände sei eine solche über eigentliche Notwendigkeit hinausgehende Nutzung singulär zu tolerieren. Auf und ab.

Sie hält inne, legt ihre Hand auf den kleinen Rücken. So kalt, denkt sie bei sich. Fast schon eisig. Sie schlägt vorsichtig die Decke zurück und schlüpft aus ihrem Bett, bemüht ihren Mann nicht zu wecken. »Wir holen dir jetzt ein Deckchen«, flüstert sie ihrem Kind ins Ohr, »damit du nicht so kalt bist.« Auf und ab. Noch einmal fühlt sie den kleinen Körper. So eisig. Das liegt daran, denkt sie bei sich als sie zum Schrank geht, es liegt daran, dass ihr Kind tot ist.

EIN TIEFER FALL

Die Freundinnen trafen sich bei der Parkbank. Zweige wuchsen an den dünnen Beinen empor und der weiße Lack blätterte bereits an mehreren Stellen ab.

»Ist lange her, Meike«, flüsterte Vanessa und berührte die Hand ihrer Freundin mit den Fäustlingen.

»Die Zeit vergeht schnell.« Meike musterte zweifelnd das morsche Holz. Schließlich ließ sie sich vorsichtig auf ihrem blumengemusterten Schal nieder und zog ihre Jacke bis unters Kinn.

»Es ist so ungewöhnlich kalt für September ...«

»Ein bisschen wie damals, oder?«

»Kann schon sein.« Meike drehte den Kopf und wandte sich ihrer anderen Freundin zu. Sophie lächelte sie an mit ihren feinen, jungen Lippen. Ein eisiger Wind blies ihr ins Gesicht und wehte Blätter über die Bank.

»Geht es dir wieder etwas besser?« Meike nahm Vanessas Stimme nur ganz leise wahr. Eine plötzliche Berührung an ihren Fingerknöcheln erschreckte sie. Sammy, Meikes Golden Retriever, schnüffelte an dem Griff ihrer Tasche.

»Ein bisschen. Aber es fühlt sich immer noch komisch an, in meinem Alter alles noch einmal von vorn zu beginnen.« Ihre Lippen pressten sich zu einem dünnen, farblosen Strich zusammen, während sie zwischen Vanessa und Sophie geradeaus auf das Klettergerüst blickte.

Alt und vor sich hin rostend stand es da. An den Stangen mit den dunkelroten Flecken turnte Vanessas kleiner Sohn. »Er ist so groß geworden, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe.«

Vanessa schmunzelte, während sie leicht den Kopf senkte. »Ja. Tut mir leid, dass es wegen dem Umzug so lange nicht geklappt hat.« Ihr Blick wanderte an Meike vorbei zu Sophie, und auf ihrem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. »Aber du hattest recht: Es ist wie früher. Nur wir drei.«

Die Frauen schauten wieder zu dem alten Spielplatz, der nur aus einem Klettergerüst in Form eines kleinen Eiffelturms und zwei Wipptieren in einer Sandgrube bestand. Ein Drache und ein Fuchs sahen auf den ungepflegten Sand hinab.

»Ich erinnere mich noch gut, wie wir hier alle miteinander gespielt haben. Es ist schon so viele Jahre her!« Meike blickte bedrückt zu Boden.

»Das mit Ben hat nicht gehalten?«

Meike schüttelte den Kopf. Blickte in Sophies blaue Augen. »Nichts hält eben ewig. Er ist wieder zurück nach Irland. Ist wahrscheinlich besser so.« Meike beobachtete ihren Hund, wie er seine Schnauze an Sophie rieb, dann kraulte sie sein Fell. Ein bisschen war sie immer noch neidisch auf Sophies schöne Lippen und ihre goldblonden Locken. Sie konnte es nicht leugnen.

Der Junge war unterdessen bis auf die Spitze des Turms geklettert, löste einen Handschuh von der fleckigen Stange und winkte den Frauen zu.

Vanessa winkte zurück. Sophie strahlte wie immer und Meike erinnerte sich, wie sie das letzte Mal zu dritt auf dem Spielplatz herumgetollt hatten. Sie war damals vom Gerüst gefallen und hatte sich das Knie aufgeschlagen. Nur ein wenig Blut. Eigentlich lächerlich. Trotzdem hatte Meike Vanessa damals weinend angefleht, mit ihr nach Hause zu gehen und Sophie einfach stehen gelassen, die meinte, das wäre doch alles nicht so schlimm.

Seitdem war Meike oft hingefallen. Und immer mehr schmerzte es sie. Am liebsten hätte sie darüber mit ihren Freundinnen geredet. Aber nicht heute. Nicht, nachdem sie sich nach einem halben Jahr endlich wiedersahen. Stattdessen sagte sie: »Ich wäre auch gerne früh Mutter geworden.« Ihre Augen folgten dem Jungen, der vom Gerüst heruntergeklettert war und sich nun auf den grünen Drachen setzte. Das Reptil wippte hin und her. Meike merkte, wie ihre Hände zitterten.

»Du wärst immer noch jung, wenn du jetzt ein Kind bekommen würdest.« Vanessa musste auf einmal grinsen. »Wir sind doch erst sechszwanzig!«

»Und du hast schon Mann, Kind und Karriere!« Meike konnte sich nicht mehr zurückhalten, eifersüchtig Vanessas teuren Kaschmirmantel zu beäugen, der sich um ihre schlanken Hüften schmiegte.

»Du kannst immer alles schaffen, wenn du dranbleibst und weißt, was du willst«, hallten Sophies Worte in ihren Ohren. Sie hatte Meike das schon unzählige Male gesagt. Als Meike in der Schule die ersten schlechten Noten bekommen hatte. Als sie wegen ihres Gewichts ständig

gehänselt worden war. Als die Lehrer ihr sagten, sie würde wegen ihrer Lese- und Rechtschreibschwäche immer etwas hinter den anderen zurückbleiben.

»Wo machst du denn jetzt deine Ausbildung?«

»In einer Bäckerei.« Meike seufzte. Streichelte dabei unaufhörlich Sammys Fell. Seine schwarzen Augen musterten sie. Dann bettete er seinen Kopf auf ihre Oberschenkel. »Der vierte Anlauf. Ich hoffe, diesmal halte ich es durch.«

Vanessa nickte. »Und du wohnst bei deinen Eltern?«

Der Junge ritt den Drachen. Kaugummikauend sah er zu den Frauen auf der Bank einige Meter abseits des schmalen, schwarzen Gedenkkreuzes. Gestrüpp wucherte um das Kreuz im Schatten der Bäume. Der Junge runzelte die Stirn, als er es zwischen den Büschen entdeckte.

»Jonas«, rief Vanessa. In einer Hand hielt sie eine orange Brotzeitbox. »Wir müssen bald wieder heimgehen. Iss noch etwas.«

Der Junge lief zu den Freundinnen und steckte sich kleine Gurkenscheiben in den Mund.

»Du musst schon wieder los?«

Vanessa zog den Mantel enger. »Ja. Ich muss am Nachmittag in der Boutique aushelfen. Meine Angestellte ist krank.«

»Aber sonst läuft bei dir alles wie immer? Tut mir leid, ich habe gar nicht gefragt. Ich bin so egoistisch.« Meike vergrub die Hände im dichten Pelz ihres Hundes, während sie zu Sophie hinüber starrte.

»Das stimmt doch nicht, Meike.« Vanessa kraulte Sammy zwischen den Ohren, der sie anknurrte. Der Junge stand neben ihr und spähte zu dem Kreuz im Inneren des kleinen Wäldchens. »Dir geht es zurzeit eben nicht gut. Aber du solltest nicht alles so schwarz sehen, weil das mit Ben nicht geklappt hat. Du hast ja immerhin noch deinen Sammy, auch wenn er mich nicht mag.« Vanessa schnitt vor dem Hund eine Grimasse, worauf das Tier den Kopf einzog.

Meike stand auf und umklammerte das Bild, das sie neben sich auf die Bank gelegt hatte. Ihre Finger streichelten über den Rahmen, über das Glas und sie verlor sich in Sophies eisblauen Augen. Blonde Strähnen fielen in ein sonst makellooses Gesicht. Fast war es Meike, als stünde die Freundin vor ihr.

Meike wanderte zu dem Gedenkkreuz im Schatten der Äste. Darunter ruhte nur eine schlichte Tafel mit Namen, Geburts- und Todesdatum. Sie wischte die abgefallenen Blätter beiseite und bettete Sophies Bild zwischen die kleinen Zweige. Sophie saß auf einem Gartenstuhl in einem weißen Kleid und strahlte sie an. Das fröhliche Lächeln einer Zehnjährigen. Meike zog drei weiße Rosen aus ihrer Tasche und legte sie neben die schwarze Platte. Sie spürte Vanessas warme Fäustlinge auf ihrer Schulter, während Jonas eine Kaugummiblase platzen ließ. »Bis bald, Sophie. Wir werden für immer beste Freundinnen sein.«

Vanessa fasste die Hand ihres Sohnes, der fragend zu ihr aufschaute und drückte sie ganz fest.

»Sechzehn Jahre ist es jetzt her«, flüsterte Meike. Aus den Augenwinkeln musterte sie den verlassenen Spielplatz, den eine Mauer aus Gestrüpp einschloss. Vor sechzehn Jahren wurde Sophie hier von einem Mann angesprochen, missbraucht und ermordet. An jenem Abend, als Meike und Vanessa sie dort allein zurückgelassen hatten. Die Menschen kamen nur noch ungerne zu dem Klettergerüst aus vor sich hin rostendem Stahl.

Meike band sich den Schal mit dem Blümchenmuster um, nachdem sie sich von Vanessa verabschiedet hatte. Mutter und Sohn verschwanden im Park, während Sammy einmal mehr Sophies Gesicht ablecken wollte und Meike ihn sachte von dem Bild wegzog.

»Es tut mir so leid, Sophie«, sagte sie dann, wie so viele Jahre zuvor.

Maximilian Gasser

STILLE WASSER SIND WEIT

Dein grau bewachsener Kopf gleitet die Wanne entlang unter die Wasseroberfläche. Ruhe ist das erste, was eintritt. Hier ahnst du die Welt dumpf auf der anderen Seite, spürst die Umgebung Millionen winziger Teilchen und bist vor allem eines: Stumm. Ehe du wieder atmen musst, weil du hier nicht bleiben darfst.

Nach dem Bad treten deine aufgeweichten Füße unter wackeligen Beinen auf feuchte, weiße Fliesen. Du stehst vor dem Spiegel und erwartest nichts Außergewöhnliches, nur dich selbst: dein altes, verschrumpeltes Gesicht.

Deine ebenso verschrumpelten Finger streichen über das beschlagene Glas, ehe du hindurch siehst auf das Bad, auf einer anderen Seite, die es nicht gibt. Hinter dir nur weiße Fliesen. Sie reihen sich perfekt aneinander, jede einzelne am für sie vorgesehen Fleck.

Die Aufregung kriecht in dich in aller Stille. Hastig wischst du den gesamten Spiegel frei, während unter deinen Rippen ein schneller werdendes Pochen einsetzt.

Du lehnst dich vor, soweit es deine alte Wirbelsäule zulässt. Doch es passiert nichts. Auch nicht, als du beginnst, deinen buckeligen Oberkörper vorsichtig hin und her zu schwenken, so

als müsstest du nur den richtigen Winkel finden. Die andere Seite bleibt leer, gibt den Blick frei auf die Symmetrie der Fliesen und auf nichts weiter.

In diesem Moment, wie du auf einen leeren Spiegel blickst und das Abbild eines alten Mannes vergeblich suchst, ahnst du bereits, dass dies nur der erste Schritt ist. Unter festgefrorenen Augen stößt du deinen Atem in das Badezimmer. Neben dir gluckst Schaum in der Wanne. Und als du versuchst, zu schreien, bemerkst du, dass du auch deine Stimme verloren hast.

Das Unvermeidliche nahm seinen Anfang etwa zwei Stunden zuvor. Deines war eines unter vielen verlebten Gesichtern. Vor euch sprach eine agile, junge Stimme aus einem Bildschirm schnell, zu schnell, nicht mit euch, während die Pfleger abseits standen und sich eine Pause gönnten, von euch.

Als du schließlich aufgestanden bist, ohne dass es jemand bemerkt hätte, den leeren Gang des Heims entlang geschritten bist, die Türklinke zu deinem Einzelzimmer runtergedrückt hast, genügte ein Blick für den Beginn: Dein Freund hatte bis dahin im kleinen Aquarium im Eck unermüdlich jeden Tag seine Runden gezogen. Heute aber hat er sich faul auf die Wasseroberfläche gelegt.

Auch nach längerem Warten rührte er sich nicht, trieb seitlich, nur noch mit einem Auge in seiner kleinen Welt, während das andere stur gegen die Decke gerichtet war. Da hast du die Tür hinter dir langsam zugezogen, bist mit kurzen, vorsichtigen Schritten an ihn herangetreten und hast dich über ihn gebeugt. Sein toter Blick traf dich. Er, der dazu verurteilt war, endlose

Runden in einem kleinen Käfig zu drehen, von allem abgeschnitten durch die unsichtbaren, gläsernen Grenzen des Aquariums.

Und du, ohne ihn, verurteilt von nun an ganz und gar nur noch mit dir zu sein.

In diesem Augenblick, wie du den toten Fisch betrachtetest, spürtest du, wie tief in dir etwas begann. Es sollte zu deiner Befreiung werden.

Jetzt, etwa zwei Stunden später, versagt dir deine Stimme, verschwindet dein Blick in einem leeren Spiegel voller Fliesen, die aneinandergereiht ein Gitter formen. Du trittst aus dem Bad und im Eck treibt dein fauler Fisch immer noch vor sich hin. Der Spiegel auf der Schranktür zeigt ein Zimmer, darin Bett, Tisch, Stuhl, Nachtkästchen, darauf ein kleiner Bilderrahmen, der das verstaubte Bild einer Frau festhält. Ansonsten nichts.

Ein letztes Mal wendest du dich dem leeren Spiegel auf der Schranktür zu. Kein Mensch in Sicht. Kurz darauf ziehst du deinen Bademantel über, schlüpfst mit nackten Füßen in deine Pantoffeln, wirfst deinem toten Freund zum Abschied einen letzten Blick zu und schlurfst auf dem Gang des Heims vorbei am unaufmerksamen Pfleger und hinaus in den angebrochenen Abend.

Die kühle Luft trifft dein von all den Jahren eingegangenes Gesicht und du setzt, ohne auch nur kurz innezuhalten, Fuß vor Fuß. Denn du weißt, dass dir für deine Flucht nicht mehr viel Zeit bleibt.

Deine Pantoffeln treten auf Asphalt, Kies, Grashalme. Sie folgen dem Weg in einen Park. Du trittst tiefer und tiefer ein, bis um dich herum nur noch Baumstämme wie hölzerne Gitterstäbe aus der Erde ragen und das allmählich verschwindende Tageslicht spalten.

Lange schreiten du und der Abend fort. Dann, endlich angekommen, lässt du dich langsam auf eine Holzbank nieder. Vor dir gluckst nun dunkel das Wasser eines Sees, der sich weit ausbreitet, ohne etwas von sich preiszugeben.

Kaum zur Ruhe gekommen, bemerkst du, dass sich das kürzlich Begonnene in der Zwischenzeit weiter vollzogen hat: Erst jetzt nimmst du ein sonderbares Jucken zwischen deinen Fingern wahr. Du betrachtetest deine Hände und siehst, dass sich zwischen deinen Fingern dünne, klebrige Fasern gebildet haben. Spreizt du diese nun, spannt sich eine neue Haut. Sie fängt die wehende Abendluft ein. Und als du dasselbe Kitzeln auch an den Füßen spürst, ziehst du sie aus den staubigen Pantoffeln und entdeckst dieselbe neue Haut auch zwischen deinen Zehen. Du bewegst erst deine Arme behutsam auf und ab, dann auch deine Beine. Dabei flattern die neuen, kleinen Segel zwischen deinen Fingern und Zehen im Wind.

Vor einem Jahr, es könnten auch drei gewesen sein, hatte man dir einen kleinen Fisch geschenkt. Man hatte dir gesagt, dass du ihn von nun an regelmäßig füttern müsstest, dass er sonst sterben würde. Und du tatest, wie man dir sagte.

Wenn du dich nun fortan auf etwas verlassen könntest, so waren es die unendlichen Kreise, die der Fisch in deinem Zimmer beharrlich und stur immerzu zog. Durch unsichtbare Grenzen ausgesperrt von der Welt war er nie irgendwo anders als in seiner Winzigen.

Und obwohl du das Futter deines Fisches kein einziges Mal vergessen hast, auch heute nicht, starrt das sture Auge deines toten Häftlings jetzt gerade an deine Zimmerdecke.

Währenddessen starren deine Augen auf einen See. An dessen Rand erspähist du plötzlich einen kleinen, dir noch unbekanntem Fisch. Mit knackenden, verbrauchten Wirbeln erhebst du dich allmählich von der Bank, deine nackten Füße treten vorsichtig die wenigen Meter an den See heran. Die neuen Segel zwischen deinen Zehen streifen dabei über feuchte Grashalme. Auf der Wasseroberfläche hättest du auch die Spiegelung deines Gesichts und deines Blickes erwarten können, doch siehst du nur den kleinen Fisch. Er trägt ein silbernes Kleid und dreht stumm enge Kreise. Du betrachtetest ihn von oben herab, bis er dich schließlich entdeckt.

Da hält er plötzlich inne, schwebt still und starrt dich an. Er schweigt. Sein Auge hält dich fest, zerrt an dir, zieht dich nach unten. So bückst du dich allmählich tiefer, nährst dich langsam der glucksenden Decke des weiten Sees.

Bis du schließlich das Gleichgewicht verlierst, stolperst, dich fallen lässt, dein Kopf eintaucht und du dich mit einem Mal auf der anderen Seite wiederfindest.

Hier sehen deine Augen überraschend klar: Das Licht, das durch die unendlich vielen winzigen Moleküle schimmert, zwischen denen du jetzt schwebst; der Fisch: Sein aufmerksamer Blick fixiert dich noch für einen Moment, ehe er sich mit seiner Schwanzflosse hastig winkend von dir verabschiedet.

Hier bist du jetzt, angekommen. Da, wo es keiner Worte bedarf, wo deine alte Welt allmählich zu nichts weiter als einer dumpfen Erinnerung jenseits einer unsichtbaren Grenze wird.

Du streifst deinen Bademantel endgültig ab und das kühle Wasser umschließt dich. Als du schließlich bemerkst, wie leicht und tief du hier atmen kannst, weißt du mit einem Mal wieder um die Kraft, die in deinen alten Gliedern immer noch schlummert. So spreizt du die neuen Segel zwischen deinen Fingern und Zehen, atmest das Wasser tief ein, ehe du endlich stumm, kräftig und frei durch gebrochenes Licht gleitest.

Stillen, weiten Wassern entgegen.

TEXTE AUS DER WERKSTATT

AUSZUG EINER SCHREIBÜBUNG ZUM THEMA: „VERRÜCKT“

EBBE UND FLUT

An manchen Tagen ist die Trauer so stark, dass Clara es kaum aushalten kann. Sie ist wie das Meer: das Wasser flutet den Sand, zieht sich wieder zurück, ebbt ab. Clara hat sich daran gewöhnt: Die Wellen begleiten sie, besonders in den frühen Morgenstunden. Als sie heute aufwacht, weiß sie zuerst nicht, wo sie ist. Sie hat geträumt: Marlen saß im Atelier an einem Bild. Clara wollte zu ihr gehen, sie von hinten umarmen, aber sie reagierte nicht. Sie schüttelte Marlen, doch diese blieb regungslos. Da erst erblickte Clara die Flasche Wein und die Tabletten. Sie schluchzte, schrie: Len, wach auf, verdammt, wach auf!, aber niemand hörte es.

Beim Aufwachen fühlt sich ihr Hals immer noch rau an. Sie befühlt ihre feuchten Wangen, spürt ihr Herz gegen die Rippen klopfen. Sie erkennt die Leinenvorhänge, ihre Kleidung vom Vortag über dem Schaukelstuhl, den geliebten auberginefarbenen Merinoschal. Sie ist in ihrer Wohnung am Meer. Langsam beruhigt sich ihr Herz. Sie setzt sich auf, legt den Schal um, er liegt ihr leicht um die Schultern und das mittlerweile weiße Haar, wärmt sie. In der Küche

öffnet sie die Tüte mit den Kaffeebohnen, atmet den Duft ein, setzt die espressokanne auf. Durchs Fenster scheint ein wenig die Sonne herein, die Wellen rauschen. Das Bild aus dem Traum verblasst langsam. Sie freut sich auf ihren Kaffee und die Zeitung. Kleine Vergnügungen. Doch die Kunstrezensionen beunruhigen sie nicht mehr. Sie blättert durch die Zeitung, eine Ankündigung für das Wochenende: Folk-Konzert, Geige, diatonisches Akkordeon. Mit Einladung zum Tanz. Sie lehnt sich zurück, erinnert sich.

Mai Tran

BESCHREIBE DIESES BILD IN 20 SÄTZEN



Von oben betrachtet bilden die Wartenden eine Masse brauner Punkte in einer ausgetrockneten Landschaft. Sie drängen sich auf dem ehemaligen Marktplatz des Dorfes.

Näher betrachtet, auf Augenhöhe, verwandeln sich die Punkte in Gesichter. Alte und faltige, junge und ungelebte. Darauf Augenpaare, die sich allesamt am fernen Punkt festkrallen, wo sich Straße und Horizont vereinen. Diese feine

Linie in der Ferne sollten die Ihrigen bald durchbrechen.

Schon bald sollten die Kräftigen, die Arbeitenden erscheinen. Aus der Stadt der Maschinen bringen diese die ersehnten Rationen.

Unter den Augen der Wartenden trotzen Lippen stoisch und trocken der Mittagshitze. Kein Lächeln. Kindertränen fallen auf festgetretene Erde, darauf schmutzige Schuhe, die am Morgen noch poliert waren.

Er ist einer jener, die jeden Tag aufs Neue hoffen. Alte Knochen halten seinen Körper aufrecht auf dem Stuhl, bereits stundenlang.

Er ist ein Wartender. Die Aufgabe des Wartenden ist einfach: Es ist die, zu sein und zu bleiben, bis.

Zwischen seinen Fingern ist der Brief des Seinen feucht geworden, zerknittert vom unzähligen Falten. Vielleicht hat er Hunger, Schmerzen, andere natürliche Empfindungen eines Menschen.

Seine Augen festgekrallt am Horizont. Hinter den Augen nichts als ein Mensch.

Max Gasser

SCHREIBE EINEN TEXTANFANG ZU DIESEM BILD



(aus: Das literarische Fundstück in DB Mobil, 12/2018)

DER TOTE MIT DEN SIEBEN SCHLÜSSELN

Plastik scheint die sicherste Form der Konservierung zu sein für verlorengegangene Objekte. Als könnte die durchsichtige Folie die Fundsachen vor weiterem Schaden bewahren, nachdem sie ihren Besitzern abhandengekommen sind. In diesem Fall hat der Unglücksrabe allerdings nichts mehr von der Entdeckung. Seine Leiche wird gerade in die Pathologie gefahren.

Jan Krause, ein frisch gebackener Kommissar, betritt das Hotel, das dem Fundort der Leiche am nächsten ist. An der Rezeption schiebt er einem unscheinbaren jungen Mann einen Beutel mit den Schlüsseln zu, die der Tote bei sich getragen hat. Ganze sieben Stück, fünf davon Hotelschlüssel. Daneben legt Jan ein Foto.

»Kennen Sie diesen Mann?« Eine Routinefrage.

Der Hotelangestellte schüttelt nach kurzem Zögern den Kopf.

»Gehört einer dieser Schlüssel zu einem der Zimmer hier?«

Eine vernarbte Hand zieht den Beutel weiter über den Tresen. Das Narbengewebe sieht frisch aus. Der Angestellte – auf seinem Namensschild steht Hoffmann – begutachtet die Schlüssel durch das Plastik hindurch. An einem bleibt sein Blick hängen. Es ist der schwere goldene mit der Nummer 227. Er zeigt darauf.

»Der da. Der Schlüssel fehlt seit ein paar Tagen.«

Jan runzelt die Stirn. »Zeigen Sie mir das Zimmer.«

Sein Gegenüber nickt hastig und bittet um einen Moment Geduld.

Jans Handy klingelt. Seine Partnerin ruft an.

»Marie? Was hast du?«

»Unser Opfer heißt Robert Lang, 28 Jahre alt. Erbe eines großen Familienunternehmens. Die normalen Schlüssel gehören laut Aussage seiner Freundin zu seinem Haus und zu seinem Büro.«

»Ein Hotelzimmer hab ich gefunden. Fehlen also nur noch vier.«

»Na und die Antwort auf die Frage, warum ein junger Kerl fünf Hotelzimmer braucht.«

Lucia Distler

Was war es, das die Gäste von Zimmer 227 nie wieder auftauchen ließ? Stirnrunzelnd betrachtete Hans W. den Schlüssel zu besagtem Raum. Zur Unterstreichung der Bedeutung als Beweismittel in seinem ganz persönlichen Ermittlungsfall, hatte er ihn in eine Tüte gepackt. Nun drehte und wendete er diese in seinen Händen, als wäre besagter Schlüssel buchstäblich des Rätsels Lösung.

Hans W. leitete nun seit mehr als einem Jahrzehnt die Rezeption des kleinen Hotels im Kurort B. Die meisten Gäste kamen jedes Jahr hier her. Natürlich gab es die eine oder andere Ausnahme: Gäste, die nach ihrem ersten Aufenthalt nicht dazu übergingen, jährlich wiederzukehren, oder nach zwei- dreimaligen Erholungsaufenthalten wieder anfangen, andere Urlaubsziele zu bevorzugen. Deshalb war ihm das Mysterium des Raumes 227 zunächst auch entgangen. Doch beim Durchgehen der Bücher der letzten Jahre, war er auf etwas Eigenartiges,

ja beinahe Unerhörtes gestoßen: Nie war jemals ein einziger Gast, der in Zimmer 227 untergekommen war, zu einem erneuten Aufenthalt wiedergekommen. Anschließendes akribisches Durchblättern der Bücher der letzten zehn Jahre, bestätigte seine Vermutung: Der Unterschied zu den anderen Raumstatistiken, war nicht nur signifikant, nein er war so hoch, dass nur ein Narr denken könnte, es handele sich um einen Zufall.

Alena Bex

SCHREIBE DEINEN GROSSTEXT AUS EINER ANDEREN PERSPEKTIVE

Er war wie jeden Sonntag zum Gottesdienst gegangen, in der Kirche auf dem Hügel über der Stadt. Die Seemannskleidung war noch steif, frisch gewaschen und gestärkt. Seine Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen, die Schöße der Jacke zu bügeln, obwohl er viel zu alt für solche mütterlichen Zuneigungsbeweise war. Sie hatte seine Hand länger gedrückt als sonst, bevor sie ihn gehen ließ. Sein Schiff würde direkt nach dem Gottesdienst ablegen.

Die Menschen an seiner Seite hatten es eilig, ins Kirchenschiff zu gelangen, einen Platz zu ergattern, der nah genug am Altar war, um den Pfarrer zu sehen und weit genug entfernt, um durch den Weihrauchnebel nicht in vormittäglichen Schlummer versetzt zu werden. Mehrmals wurde er angerempelt, bewegte sich zu langsam, hielt den Strom der Kirchgänger auf. Er verlangsamte seinen Schritt noch ein wenig.

Miriam Pontius

»PARADIES: FALLGESCHICHTEN«
EIN SEMINAR MIT JULIANE SCHINDLER
UND MANUEL NIEDERMEIER

VORWORT

Ein hoher Stapel Texte und lange Sommertage, um sie zu lesen. So hat das begonnen. Wir suchten uns jene aus, die uns am meisten interessierten. Weil sie widerständig waren oder umarmend. Texte, deren Zugang eigen war, die sich mutig einer verletzlichen Figur oder eines dunklen Themas annahmen, die unerhörte Geschichten erzählten, die eigensinnig komisch waren und uns mit auf eine Reise nahmen, Texte, die uns einen Blick in eine Zukunft werfen ließen, in ein Paralleluniversum. Texte, deren feine Sensibilität uns berührte und die sich nicht scheuten, aus dem Vollen zu schöpfen. Die Menschen hinter diesen Texten wollten wir kennenlernen, mit diesen Autoren wollten wir arbeiten.

Die Wochenenden waren anstrengend, die Luft drinnen war dick – man braucht Sauerstoff zum Denken und es wurde viel gedacht – und draußen war es bitterkalt oder angenehm warm oder heiß und immer, wenn wir nach draußen traten, fühlte es sich weniger real an, als die Welten, die in den Kammern mit der dicken, stickigen Luft erschaffen worden waren. Wir diskutierten, stritten kaum, und waren danach vielleicht erschöpft, aber nicht müde – zumindest nicht müde genug, um damit aufzuhören. Die Energie ließ man nicht dort, die nahm man mit. Sie wurde immer mehr.

Wir haben sie bewundert, unsere Studierenden, die nebenher Klausuren schrieben und Prüfungen zu bestehen hatten. Und wenn sie da waren, in unserem Wochenende, dann waren sie voll da, mit Begeisterung und Neugierde, die angehenden Ärzte und Musiker und

Schauspieler und Germanisten, die das gesamte Spektrum des Lebens mit sich brachten. Und immer waren sie solidarisch. Verteidigten die anderen, waren selbstkritisch, und vor jeder Kritik gab es ein Lob.

Wir lernten alle. Welcher Sinn leitet den Text? Wir fühlten den Rhythmus der Sprache, wir sahen intensive Bilder, wir rochen uns durch die Geschichte, wir konnten uns blind durch einen Text bewegen, indem wir nur dem Klang folgten. Wie gut kennen wir die Figuren? Welches Wissen muss der/die Autor*in über seinen Erzähler haben? Wer erzählt überhaupt und warum tut er das? Wie findet man sein Thema oder findet das Thema uns?

Und dann die Schreibaufgaben: ein Bild von einem glatzköpfigen Mann in einer Badewanne, ein Song von Prinz Pi, einmal durch alle Perspektiven in einer einseitigen Kurzgeschichte ... Einseitig waren sie aber nur im Umfang, sie hatten nicht viel Zeit, daraus Geschichten zu spinnen, aber wie sie es taten, das überraschte uns dann doch. Mit dieser Vielfalt und dieser Kreativität konnte man nicht rechnen. In den Raucherpausen schwärmten wir uns dann vor, meist waren wir nur zu zweit, sie rauchen ja nicht mehr, die jungen Leute. Selbst in den Geschichten wurde kaum geraucht. Aber Drogen wurden genommen. Einhörner trieben auf dem Wasser. In kleinen Schrebergärten wurden die großen Fragen der Menschheit verhandelt. Es wurde gestorben, auf alle erdenklichen Weisen: Unfall, Mord, Suizid, Krankheit. Das Existenzielle kam nicht zu kurz. Wir sahen das Paradies durch die Facettenaugen einer Fliege, wer darf das schon von sich behaupten? Der Mensch und sein Struggle, wie die *conditio humana* heute heißt, die Welt und ihre Malaisen, die unbeschwerten Frühlingstage, all das war

auf ehemals weißen Seiten zu Geschichten geronnen. Geschwisterliebe, hie und da eine Scheidung und Häuser haben eine Rolle gespielt. Als Kindheitsorte, als Paradies, aus dem man gefallen war. Und wir fielen ein bisschen mit aus diesem Paradies, und es tat so weh, wie es den Figuren weh tat, aber immer war jemand da, um uns wieder aufzuhelfen. So war das. Ein Destillat an Leidenschaft und Freundlichkeit. So sind sie, die jungen Leute. Und es war so bereichernd, mit ihnen arbeiten zu können, wie es immer überraschend war, ihre Texte zu lesen – wozu auch Sie nun die Möglichkeit haben. Viel Spaß!

Juliane Schindler & Manuel Niedermeier

PARADIES

Ein Silberschweif knapp über dem Boden. Der Wagen schiffsgleich treibend über dem flirrenden Asphalt. Benzingetränkte Grashalme, rostige Tanksäulen und verbranntes Land. Am Rand der Straße die nordamerikanische Kiefer, Meile um Meile. Immer dem gelben Streifen entlang. Bis zum Mount Rushmore sind es noch drei Tage.

Moritz stand rauchend an die Balustrade gelehnt und sah die Unbekannte mit einer leeren Sektflasche und einer Silvesterrakete zu ihm auf den Balkon treten. Sie war ihm schon vorher aufgefallen, hatte ihn angelächelt, als er kurz vor Mitternacht in der Tür zur Silvesterfeier seines ehemaligen Mitbewohners stand. Eigentlich hatte er nicht kommen wollen. Sie prüfte das Gewicht der Flasche in der Hand und zirkelte dann den Holzstab der Rakete in den Flaschenhals. Das Aufflammen eines Feuerzeugs, die Zündschnur warf Funken. Mit gestreckten Armen hielt sie die Flasche auf größtmöglichem Abstand zu ihrem Körper und zielte. Die Rakete ging los, quer über die Straße und auf das Fenster der Nachbarn im fünften Stock zu. Dort prallte sie ab, hinterließ einen großen, schwarzen Rußfleck auf der Scheibe und stob dann, gleich einem wütenden Insekt auf dem Balkon umher. Es folgte eine Explosion in grellen Farben. Ein kurzer Moment der Stille.

Die Fremde zog Moritz an der Hand nach unten in Deckung. Moritz' Zigarette war erloschen. Auf der anderen Seite der Straße ging die Balkontür auf, sie hörten den Nachbarn brüllen. Blaulicht unten in der Straße. Moritz sah sie fragend an.

»Wer bist du?«

»Martha, Rächerin der vergifteten Katzen.«

Windmühlen. Gegenlicht. Getreidesilos im Scherenschnitt. Folkmusik aus den Lautsprechern des Silberschiffs. Klagende Töne aus der Mundharmonika. Die Tanknadel schwingt im Halbkreis auf *full* und beschreibt die Form des alabasterfarbenen Mondes, der mild über dem Schnellrestaurant auf der anderen Straßenseite hängt. Heulende Winde und warmer Kaffee. Marthas Lächeln im Kopf. Ihr einen Brief schicken und alles erzählen. Wer es zum Mount Rushmore schafft, kann neu beginnen. Bis dort sind es nur zwei Tage.

Moritz traf Martha unten am Fluss. Es war der erste wirklich warme Tag des Jahres. Ihr dunkles Haar war locker zurückgebunden, die Farbe ihres blauen Kleids von der gleichen Intensität wie der Himmel über der Stadt. Sie zog zwei kühle Bierflaschen aus ihrer Tasche und lächelte. Als es dunkler wurde, entzündeten die Kellner die Kerzen auf den Tischen der Straßen, die noch voller Menschen waren. Der Geruch von Speisen hing in der Luft und verband sich mit den Klängen einer Posaune. Martha zog Moritz an der Hand durch die Straßen, ohne Ziel und Zeit. Irgendwo bogen sie ab in eine schmale Gasse und standen unmittelbar vor einem kleinen Kino. Dunkle Flügeltüren mit goldenen Griffen und Neonbuchstaben über dem Eingang: Paradies.

Sie ließen sich im dunklen Saal in die schweren, roten Samtsessel fallen. Der Film musste schon eine Weile laufen. Ein alter Hitchcock. Eine Frau und ein Mann kletterten auf den Gesichtern der amerikanischen Präsidenten am Mount Rushmore herum und stürzten beinahe ab. Außer ihnen war nur ein älter Herr im Kino, der immer wieder hüstelte. Marthas Gesicht so nah.

Augenringe und Stimmen in der Nacht. Hundegebell in der Ferne. Kühlschranksurren aus der Zimmerecke. Rastloses Umherwälzen im Doppelbett. Verdammte Hunde. Das Zuschlagen einer Tür im Innenhof. Schritte. Gebrüll. *It ain't my fault*. Ein langer Tag als Verfolger des gelben Bands. Beim Schließen der Augen breitet sich die grenzenlose Schönheit noch einmal unter dem Gewicht der Lider aus, sie ist für niemanden sonst bestimmt. Marthas Lachen. Bis zum Mount Rushmore ist es noch ein Tag.

Geheimnis, Zauber und Magie waren Kategorien, die Moritz ablehnte. Aber etwas veränderte sich, wenn Martha ihm gegenüber saß und an einem bestimmten Punkt ihrer Argumentation, meist wenn sie ihn entkräftete, manchmal wenn sie sich selbst widersprach, ihr Lächeln zeigte. Jede Art von Spannung löste sich dann auf, alles wurde schlüssig. Wie eine Uhrmacherin untersuchte Martha jeden ihrer Gedanken mit einem Lupenglas, drehte an kleine Schrauben, justierte winzige Federn und setzte alles präzise zusammen. Sie wäre auch auf den Mount Rushmore geklettert, unter jeden Umständen, gewiss unter Einsatz ihres Lebens für ein großes Ideal, für die Liebe. Denn überleben könne man unglücklich wahrscheinlich recht gut, aber lebendig sei man dann noch lange nicht. Wer wolle schon ein Leben lang bedauern. Eine

einseitige Aussage, meinte Moritz, denn einmal tot, ließe es sich ja nur noch schwer bereuen. Martha lächelte.

Sanfte Schritte auf den Kiefernadeln des Waldbodens. Schwarze Baumwipfel, die sich scharf gegen den Nachthimmel abheben. Ein unendlicher Sternenhimmel. Freiheit. Rauslösen aus dem Körper. Emporsteigen. Etwa zwanzig Meter hinauf und aus der Höhe die Spiegelung des halben Monds auf der gekräuselten Oberfläche des Sees betrachten. Gedanken strömen, formen und bündeln sich, werden zu Ideen und dann zu Plänen. Ganz langsam.

Martha begann zu verschwinden. Sie war nicht zu erreichen. Nicht in ihrer Wohnung, nicht an ihrem Telefon. Keine Nachricht, kein Zeichen, um dann drei Tage später in der Tür zu stehen und zu lächeln. Sie, die Rächerin der vergifteten Katzen, verschwand leise und ohne Ankündigung, war manchmal für Tage nicht zu sehen, kam dann unverhofft zurück und schmiegte sich wieder an ihn. Moritz wusste, dass er Martha nicht darauf ansprechen durfte. Die Abhängigkeit, die er so nicht kannte, machte ihn wütend.

Goldene Flaschen. Übereinander gereiht auf mehreren Regalbrettern. Bernsteinfarbener Inhalt. Das Silberschiff im Hafen vor dem Blockhaus vertäut. Ein Billardtisch im hinteren Raum. Die Jukebox beim Eingang. Das Alleinsein durchbrechen, die Einsamkeit bewahren. Kleine Schlucke vom torfigen Elixier. Ein warmes Gefühl. Besetzte Barhocker links, dann rechts. Zögernde Gespräche. Fremde Worte nach Tagen des Schweigens. Mehr Getränke. Eine Runde für alle. Eine fließende Fremdsprache. Menschlichkeit und dann ein neues Gefühl: die

Sicherheit, alles richtig gemacht zu haben. Pale Ale auf der Zunge. Mount Rushmore, Mount Rushmore. Nicken und Zustimmung am Tresen.

Moritz zog tief an seiner Zigarette. Es war immer noch ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit, selbst unten am Fluss. Die Dämmerung brach rasch ein. In geringer Distanz entzündete sich ein Lagerfeuer. Das Knacken des Holzes und der Rauch hingen in der Luft, wie die unausgesprochenen Dinge zwischen Martha und Moritz. Hitchcock, das schien lange her.

Martha summt die ganze Zeit schon eine traurige Melodie, die Moritz nicht kannte. Nicht weit weg fing ein Mann an, laut zu grölen. Martha lächelte nicht mehr. Ihre Gespräche waren schwer. Ihre letzte Tat, so Martha, wenn sie wüsste, morgen zu sterben, wäre, auf einen Turm zu steigen. Über die Stadt schauen, die Lichter betrachten, das ferne Blinken. Allein sein, erinnern, schweigen. Nichts bereuen und zufrieden sein. In keinem Moment des Lebens bereuen.

Der grölende Mann schien näher zu kommen.

Moritz zögerte lange, bevor er sie fragte.

Marthas Blick und ihre Antwort nach einer Ewigkeit.

Der beruhigende Motor des Silberschiffs. Zigarettenpause an der Tankstelle. Der Duft der Kiefern. Die aufgehende Sonne auf der Haut. Mount Rushmore wird ein Neuanfang, es ist nicht mehr weit. Die übernächste Ausfahrt. Die Nadel des Geschwindigkeitsmessers zittert.

Das Gaspedal bleibt gedrückt. Der Weg ist klar, die Zeit ist knapp. Die nordamerikanische Kiefer, Meile für Meile.

Ihr Holz ist hart und beständig.

Hannah Lindner

DAS HAUS

Das Haus ist viel näher, als ich dachte.

Der Zug fährt in den Bahnhof ein, bleibt stehen, ich steige aus und das Haus ist da.

Ich kann es regelrecht sehen, der Bahnhofsparkplatz, die Fußgängerbrücke, die lange Straße dahinter, der Weg am Bach entlang, die Siedlung, das Haus.

Hinter mir sagt eine Stimme Entschuldigung, ich zucke zusammen, drehe mich um, aber es ist nur irgendeine junge Frau mit irgendeinem Gesicht, die im Gedränge an mir vorbeiwill.

Überall nichtssagende Gesichter, die Stadt hat nicht auf mich gewartet, niemand hat auf mich gewartet, das Haus, ja, das schon.

Ich stehe an der Treppe zur Unterführung, Menschen laufen an mir vorbei, auf dem Weg zur Arbeit, Menschen, die von zuhause kommen und auch wieder dorthin gehen.

Montagmorgen am Bahnhof, ich sehe auch aus, als käme ich von zuhause.

Woher denn sonst.

Und vielleicht tue ich das, die Dinge verschwinden schließlich, wenn man sich umdreht, und die andere Stadt, das andere Zimmer und das andere Leben haben sich schon lange in nichts aufgelöst. Ich schaue auf die Bahnhofsuhr, aber sie ist stehengeblieben.

Eigentlich könnte ich gleich wieder in den Zug steigen und zurückfahren.

Das Haus ist noch da, ich habe es nicht gesehen, aber an seiner Präsenz gibt es keinen Zweifel.

Das sollte doch reichen.

Ich fahre nicht zurück, ich nehme den Bus in die Innenstadt.

An manchen Stellen ist die Straße seltsam weiß gepflastert, das wollen sie jetzt überall so machen, das Schild sagt, es hat einen Bürgerentscheid dazu gegeben.

Sie haben auch neue Bäume neben die Parkplätze gepflanzt, sie scheinen sich Mühe zu geben, seitdem ich weg bin.

Nach ein paar Stunden habe ich alles Wichtige inspiziert und sein Vorhandensein festgestellt.

Da ist die Schule, da ist der Buchladen, da ist die Crêperie, da kann man nichts machen.

Es wird Vormittag, das Haus lauert jetzt hinter jeder Ecke, könnte überall auftauchen, einmal gedankenlos abgebogen und schon ist es da.

Der Fluss jedenfalls ist da, wo er hingehört, und weil es für einen Tag im März sehr warm ist, sind auch Leute da, die am Ufer auf dem Kiesstrand sitzen und grillen und sich wünschen, woanders zu leben, irgendwo, wo es schöner, größer, besser ist.

Man kann eigentlich nicht erkennen, was die Leute da unten machen, aber ich stelle mir vor, dass sie grillen und sich an einen schöneren, größeren, besseren Ort wünschen, das habe ich damals auch getan. Damals, als es hieß, da ist die Schule, da ist der Buchladen, da ist die Crêperie und da ist Milena, sie sitzt mit ihren Freunden am Fluss.

Aber da sitze ich jetzt nicht mehr, ich gehe über die Brücke, über die große Kreuzung am Bach entlang bis zum Haus.

Am Bachufer wachsen die Kirschbäume.

Ich habe nicht daran gedacht, dass jetzt die Jahreszeit für Kirschblüten ist, das habe ich nie. Wenn ich auf dem Weg zur Schule an ihnen vorbeigeradelt bin, haben sie mich überrascht, jeden Frühling wieder. Manchmal habe ich einen Zweig abgebrochen, ihn mit nach Hause genommen und vergessen. Dann habe ich ihn später in einer Ecke gefunden, braun und vertrocknet.

Ich gehe vorsichtig weiter, bemüht, nicht auf die wenigen Blüten zu treten, die schon am Boden liegen. Und dann sehe ich das Haus.

Sie haben den Efeu entfernt und einen neuen Briefkasten an die Wand gehängt. Dort, wo meine Mutter den Hibiskus gepflanzt hat, sind jetzt Pflastersteine und Fahrradständer.

Aber das kleine Gartenhaus steht immer noch neben dem Tor, der Farn wuchert neben dem Eingang vor sich hin und die Fensterrahmen leuchten blau im Sonnenlicht.

Ich schaue mich um, ob irgendwelche Nachbarn zu sehen sind, Blumen gießen oder den Müll raustragen, aber es ist niemand da, also lehne ich mich an das Garagentor und starre das Haus an. Ich versuche, etwas durch die Fenster zu erkennen, es spiegelt im Sonnenlicht.

Sie haben Magneten an die Küchenheizung gehängt, Einkaufszettel und Postkarten.

Die Küche sieht jetzt anders aus, bewohnter.

Ich zucke zusammen, als ich hinter mir ein lautes Rattern höre. Ein kleiner Junge kommt um die Ecke gebogen, blonde Haare, misstrauischer Blick, ein gelber Spielzeugbagger. Er rattert noch ein wenig näher, dann bleibt er stehen, sieht mich an und runzelt die Stirn.

Was machst du da, sagt er.

Ich schaue mir mein Haus an, sage ich.

Nein, tust du nicht, sagt der Junge.

Woher willst du das wissen, sage ich.

Weil das mein Haus ist, sagt er. Du kannst es natürlich anschauen, aber es ist mein Haus.

So, ist es das, sage ich.

Ich deute auf das Gartenhaus und sage, siehst du das Gartenhaus da, das haben wir gebaut, meine Eltern und ich, siehst du den Farn dort drüben, den hat meine Mutter gepflanzt, die blauen Fensterläden an der Küche, die haben wir gestrichen, also warum, warum genau ist das dein Haus? Der Junge sieht mich an, er ist ein bisschen zurückgewichen. Dann steigt er ab, dreht den Bagger um und rattert wortlos zurück um die Ecke.

Ich bleibe am Gartenzaun stehen, sehe zu, wie die sechsjährige Milena im Sandkasten spielt, im Schatten der Birke und mit konzentriertem Blick, wie die zwölfjährige Milena ihr Kräuterbeet gießt, wie die achtzehnjährige Milena im Gras liegt und an einen schöneren, größeren und besseren Ort denkt.

Hinter mir höre ich Autotüren schlagen, eine junge Frau kommt von den Garagen herüber, in beiden Händen Einkaufstüten. Hinter ihr läuft der blonde Junge.

Als sie mich am Zaun stehen sieht, lächelt sie fragend.

Ich mache ich einen Schritt zurück, von der Wiese weg, auf die Straße.

Entschuldigung, sage ich, ich habe mich geirrt. Das ist das falsche Haus.

Dann drehe ich mich um und gehe. Bei den Kirschbäumen bleibe ich stehen.

Ich überlege einen Moment, dann stelle ich mich auf die Zehenspitzen und biege vorsichtig einen mit Blüten bedeckten Zweig herunter.

Es gibt kaum ein grausameres Geräusch, als das, mit dem man einen Ast vom Baum reißt.

Beim ersten Versuch zerbricht man ihn nur, die eine Hälfte splittert, aber die andere ist noch fest mit dem Baum verbunden.

Danach muss man sehr lange ziehen und drehen und reißen, bis man ihn ganz in der Hand hält. Diesmal geht es schnell. Ich breche den Zweig ab, ein kurzer, entschlossener Ruck, ich stecke ihn in meine Tasche und nehme ihn mit.

Den Weg am Bach entlang, über die große Kreuzung und die Brücke, zum Bahnhof.

Als der Zug kommt, stecke ich mir den Kirschzweig ins Haar, vorsichtig, um die Blüten nicht zu zerdrücken.

Die Schule ist da, der Buchladen, die Crêperie und der Fluss.

Katharina Bauer

EINE LEBER WIE EIN BLUMENSTRAUSS

Der Duft des Siechtums hat mich schon vor Wochen aus der nahegelegenen Lammzucht hergelockt. Ich habe den würzigen Schafmist für ein Versprechen verlassen, dessen Erfüllung jetzt vor mir liegt: Ein Palast, erbaut durch Fäulnis und Verwesung, mit einer smaragdgrünen Fassade und einem Dach aus silbernem Haar.

Über ein geöffnetes Fenster war ich in die Wohnung geschlüpft. Geduldig habe ich meine Kreise gezogen, hinweg über wachsende Wäscheberge und verdorrnde Pflanzen, und habe Kaffeeflecken vom Küchentisch geschlürft. Der Herr des Hauses, ein resoluter Mann in seinen späten Sechzigern, war unruhig durch die Zimmer gestapft. Mit seiner stattlichen Figur und dem vollen Haar war er bei den Damen sicher sehr beliebt gewesen. Doch sein ganzes Sinnen schien nur ihr zu gelten, einer einst wohl recht adretten Frau, deren Hände er im Laufe der Wochen immer öfter in die seinigen schloss.

»Für alles gibt es Lösungen!«, hatte er gesagt. Und sie hatte mit einem Lächeln genickt. Es gäbe immer für alles eine Lösung, das läge in der Natur des Problems, hatte er wiederholt. Gäbe es keine Lösung, so wäre das Problem ein Fakt, und den gelte es zu akzeptieren. Was einmal in seinem Kopf war, das blieb dort.

»Das wird schon!«

»Ja, es wird.«

Sie hatte noch einmal genickt und ihre Augen auf Prospekte, Flyer und Patienteninfos gerichtet. Irgendwo in diesen Stapeln, so hatte sie geglaubt, würde sich Hoffnung verbergen.

Ich bin mir nicht sicher, ob er ihr in einer letzten Geste der Zuneigung die Lider hatte zudrücken wollen. Aber wenn, dann ist er damit kläglich gescheitert: Nun starrt sie mit trüben Linsen vor sich hin, die leeren Augen noch immer von Wimpern umrahmt. Die Venen erscheinen bereits in dunklem Purpur auf der Haut. Unzählige Straßen, hunderte Verzweigungen und an jeder Stelle wartet das Schlaraffenland auf meine Nachkommen! Wenige Stunden nach ihrem Tod lege ich meine Eier ab.

Noch während sie voller Hoffnung gewesen waren, hatte das Siechtum seine Früchte wachsen lassen. »Natürlich wird das, das muss werden!«, hatte er gesagt. »Du musst nur wollen!« – »Nur wollen ...« Die Frau hatte genickt und ihre Hand auf schwarz-weiße Bilderreihen, Arztbriefe und Biopsieberichte gelegt. In all diesen Stapeln, das war ihnen bewusst geworden, standen Fakten.

Ich hatte lange darauf gewartet, dass sie endlich starb. »Na, du krankes, dummes Ding?«, hatte ich sie hin und wieder gefragt, während ich über ihre knitterige Wange gelaufen war. »Wann gibst du endlich auf?« Ausgemergelt hatte sie im Wintergarten gesessen. Der Schaukelstuhl zitterte gelegentlich, aber er schaukelte nie, wohl, weil ihre Kraft dafür nicht

reichte. Ihr Bauch war prall geworden, ihre Arme und Beine waren dürre Äste an einem morschen Stamm. Doch sie hatte einfach nicht sterben wollen. Ich schlürfte den Schweiß von ihrer fahlen Haut. Sie wehrte sich nicht. Wie konnte einem das eigene Fleisch so egal sein? Manchmal kam ihr Gatte hineingestürmt, fuhr die Hand nach mir aus und scheuchte mich fort. Von ihrem Körper jedoch vernahm ich selten eine Regung.

Nun aber tanzt ihre Haut wie Götterspeise und umhüllt eine köstliche Grütze aus Eingeweiden. Die Verwesung schiebt meinen Nachkommen die besten Bissen von selbst in den Mund. Unsere Bäuche wachsen gleichermaßen, die der Meinigen aus Überfluss und Behäbigkeit, die ihrigen, weil Gase das Gedärm auftreiben. Ihre schmalen Lippen sind zu runden Wulsten geworden, die Lider aufgedunsen. An manchen Stellen reißt die Haut in Fetzen und legt schmackhafte Schichten frei. Während sie zerfallen, gibt die Natur meiner Brut eine Form: Oh, wie prall, glatt und ebenmäßig wachsen die Leiber meiner Kinder!

Irgendwann war er in den Wintergarten getreten, eine weitere Broschüre in der Hand: Radiofrequenzablation. Beim Lesen des Hefts war sein Blick sehr ernst geworden. Sie hatten an einer riesigen Kreuzung gestanden und waren zuerst den Straßen so weit wie möglich gefolgt, hatten sich dann durch Gässchen gequetscht. Am Ende blieb ihnen nur mehr der Pfad durchs Dickicht. Aber er schien auch diese letzte Option für einen möglichen Königsweg zu halten. Er hatte dem Schaukelstuhl einen Schubs gegeben, Tee in die noch volle Tasse gegossen und dabei einen Hagebuttenklecks auf der Tischdecke hinterlassen. Dann hatte er die Broschüre leise danebengelegt. Da war ihre Stimme erklingen.

»Ich mag nicht mehr.«

Er war zusammengezuckt. Er hatte wohl vergessen, wie klein sie mittlerweile klang. Er hatte sich aufgerichtet, Luft geholt und den Mund geöffnet. Aber ihre Krankheit war ein Fakt. Und er hatte genickt.

In den folgenden Wochen quälte sich Adam mit dem Gedanken der zu begehenden Sünde. Seine Eva hatte die Hand danach ausgestreckt, der Wunsch war ihr von den Lippen gefallen wie eine überreife Frucht aus der Krone eines spätsommerlichen Obstbaumes.

»Glaubst du ans Paradies?« Seine letzte Frage.

»Paradies ist für mich die Abwesenheit meiner Hölle.« Ihre letzte Antwort.

Andere legten ein paar Eier an ihrem Körper ab, am rechten Augenwinkel oder in den offenen Mund, aber in ihrer schäbigen Hütte hatte der Tod schon vor dem Sterben gehaust. Ich sehe meine Nachkommenschaft lieber in seinem Palast aufwachsen. So schützt er mit seiner Erhabenheit noch immer ihre Schwäche. Er sieht stolz aus. Trotzig streckt er seine Zunge heraus, nein, sie quillt ihm aus dem Mund, aber wen will er verspotten? Den Tod? Mich und die meinigen, die wir voller Freude das weiche Fleisch verspeisen? Ich warte darauf, dass meine Larven sich aus ihrer eigenen Haut befreien, aus diesem Panzer, der sich nach wenigen Tagen des Schmauses um ihre zarten Leiber gelegt hat. Bald wird er ihre Körper in vollster Perfektion freigeben.

Keine vier Wochen habe ich im Paradies verbracht, da kommen sie plötzlich in mein Leben. Menschen in blauen Anzügen, weißer Kleidung, roten Jacken. Sie haben die Türe aufgebrochen, sind durchs Haus gestampft und ins Schlafzimmer getrampelt. Hochgetrieben aus sattem Schlaf schieße ich über ihre Köpfe hinweg, da setzt eine zusammengerollte Akte meinem Flug ein Ende. Mein Körper wird auf das Fensterbrett geschleudert, zwei meiner Beinchen zerbrechen sofort, meine Flügel: zu unbrauchbaren Anhängseln zerknittert, mein Rüssel: abgerissen. Panik treibt das letzte bisschen Kraft in die übriggebliebenen Füße und so schaffe ich es gerade noch, unter einen Stapel Papier zu kriechen. Meinem zertrümmerten Unterleib folgt eine rostbraune Schliere.

Die Nachbarn hätten sich über die stets geschlossenen Jalousien gewundert, höre ich einen der Männer sagen. Breitbeinig steht er vor meiner Festtafel und verzieht angewidert das Gesicht. Sie betrachten die abgehängte Wanduhr, die aufgeräumte Wohnung, die Dokumente auf dem Fensterbrett. Nur der Deckel des Klaviers war nicht geschlossen worden. Mozarts *Abendempfindung* lehnt auch jetzt noch aufgeblättert am Notenständer. Was gäbe ich dafür, noch einmal mit gesunden Beinen über die schwarzen Punkte zu tippeln!

Ein anderer beugt sich über die Leichen. »Madenfraß«, sagt er, und schnippt eines meiner Kinder davon. Zwei weitere stürzen auf die Holzdielen zu seinen Füßen. Noch sind sie nicht erwacht. Ich beneide sie um ihren schmerzlosen Schlummer. Satzketten drängen in mein Bewusstsein. »... gemeinsamer Suizid ... ihr ist die Kugel durch den Kopf ...« Ich erinnere

mich an den Tag, als die Schüsse mein Paradies erschufen. Dieses Gefühl immerwährenden Glücks ... Ich will es wiederhaben!

»Sein Schädelknochen war zu dick«, sagt einer der Männer. »Wahrscheinlich steckt das Geschoss noch in seinem Kopf. « Hin und wieder verschwindet der Schmerz für einen kurzen Moment, aber dann ist die Angst vor ihm so stark, dass ich kaum Kraft sammeln kann.

»Sie hatte Krebs. «, sagt der eine.

»In so einer Krebsleber«, sagt der andere, »blühen die Metastasen wie gelbe Pfingstrosen. «

Von links und rechts, von oben und unten drängt sich Dunkelheit in mein Bewusstsein, durchzuckt von grellem Schmerz. Ich fasse einen Entschluss: Ich folge der Spur meines Gedärms auf dem weißen Marmor. Stück für Stück krieche ich aus dem Schatten von Geburtsurkunde, Abschiedsbrief und Testament, Stück für Stück, bis ihr Blick auf mich fällt.

»Na, die mag wohl nicht aufgeben? «, sagt der eine.

»Ganz schön stures Vieh«, sagt der andere, rollt erneut die Akte zusammen und hebt den Arm. Das Papier stürzt herab und treibt einen Wirbel Luft vor sich her. Ich blicke nach oben, bewege ein letztes Mal die Fühler. Bedeutungslose Buchstaben, verschriftlichte Sinnlosigkeit. Und dahinter ein Punkt.

WIEDER FLÜSSIG

Es war zu spät, sich noch weiter zu belügen. Die lauwarmen Bierflaschen, die Käsescheiben, zu einem Block aus weißgelb-weichem Kerzenwachs geschmolzen, der trockene Rand der Schnittwurst mit seiner fahlen Patina, die Pfütze, die sich auf den PVC-Fliesen gebildet hatte; sie alle schrien Wischnewski klar und deutlich an: sein Kühlschrank war kaputt. Vergeblich hatte er, der sein Fach verstand, Sicherungen und Thermostat ausgetauscht, Kontakte neu gelötet, Steckdosen aus- und eingebaut. Das Surren blieb aus, der Kühlschrank schwieg, nur aus dem Gefrierfach plätscherte dann und wann etwas Schmelzwasser. Wischnewski musste sich eingestehen, dass er die Reparatur nicht selbst vornehmen konnte. Die sporadische Arbeit – mal an Zügen, mal in Neubauten, mal an Theaterbühnen – hatte ihn sein eigentliches Handwerk verlernen lassen. Schon der LötKolben war ihm so fremd in der Hand gelegen wie ein Skalpell einem Vorschüler, seit Jahren ernährte ihn einzig der Akkuschauber. Dass der dieser Aufgabe kaum gewachsen war, erahnte leicht, wer Wischnewski über den Weg lief: ob an den abgetragenen Kleidern, den glatt gelaufenen Schuhsohlen, an der staubigen Schirmmütze mit Brauereilogo oder den blondmelierten Stoppeln auf den rotschuppigen Wangen. Und dass es nicht für einen neuen Kühlschrank reichte, für diese Erkenntnis brauchte Wischnewski nicht erst auf sein Bankkonto zu sehen.

Geld ist wie Wasser: Es fließt in Taschen, es rinnt durch Finger, manche schwimmen darin. In Wischnewskis Portmonee herrschte Dürre. Er musste wieder flüssig werden, also ging er zu Elke. Elke besaß einen Geldquell, aus dem Wischnewski schon öfter geschöpft hatte. Ihre Kneipe, Spitzenvorhänge, Spielautomaten, schon vormittags Dämmerlicht. Sie selbst saß am Tresen, breite Schultern, schiefe Zähne.

»Wischnewski! Komm her, mein bester Freund!«, die ausladenden Gesten öffneten den Weg zum Herzen.

»Elke, ich brauch Geld.«

»Was willst du trinken? Komm, der geht auf mich.«

Bitterer Kräuterlikör, zwei Doppelte, knapper Überschank. Doch Schnaps stillt nicht den Durst der Brieftasche. Endlich schloss Elke den Geldquell unter dem Tresen auf.

»Sag mal, wie viel schuldest du mir noch?«

Wischnewskis Blick ausweichend, die Augen zu trocken für Krokodilstränen.

»Du kriegst es doch wieder, Elke.«

»Das krieg ich immer. Aber ich brauch Sicherheiten. Sag mal, ist das nicht die Kette von deinem Vater?«, zeigte Elke auf seinen Hals. »Die aus Gold?« Wischnewski nickte. Elke lachte laut auf, ein scheues Zucken auf Wischnewskis Gesicht. Die Kette verschwand, Brunnenseil, das Wasser rauschte wieder.

»Was denkst du, reichen zweihundert?«, während sie vier Scheine hinblätterte. »Und trink man aus, Wischnewski!«

Seinen ersten Kühlschrank hatte Wischnewski mit 21 Jahren besessen, vom Vormieter übernommen, lecke Dichtung, aber das spärliche Gesellengehalt hätte ihn ohnehin nicht füllen können. Vielleicht wurde Wischnewski nostalgisch, die Lippen noch ganz feucht vom sprudelnden Geldquell, aus dem er getrunken hatte, und dachte, dass es sich 21 Jahre lang aus Konserven und Einweckgläsern auch ganz ordentlich hatte leben lassen. Vielleicht war es aber auch nur die Plakatwand, auf der tropische Pflanzen wuchsen, exotische Tierköpfe sich tummelten: Affen, Tiger, Pinguine, Antilopen. Und inmitten dieser farbenfrohen Welt der Schriftzug des Tierparks. Was es auch war, Wischnewski löste ein U-Bahn-Ticket, Linie 11, Endstation Zoo.

Das lauteste Tier in jedem Zoo ist das Menschenjunge. Eines preschte gerade vor die Barrikaden des Nashorngeheges, staunte, schrie den Tieren zu, rannte quietschend weiter. Vielleicht war es also doch der Ruf der Kindheit, der Wischnewski hierher geführt hatte. Er folgte ihm, folgte der nimmermüden Neugier. Von den Nashörnern ging es in die Serengeti, Zebras grasten neben Gazellen, ein Straußenpaar scharrte im Sand, und dort, am anderen Ufer des Kanals, streckten Erdmännchen ihre Köpfe in die Frühlingsluft. Das Kind lief weiter von Zaun zu Zaun, konnte nie lange stehen bleiben und zusehen, und Wischnewski ließ sich wortlos ein Standbild nach dem anderen zeigen.

Die sich windenden Hälse der Flamingos, das rosige Gefieder, eine Zuckerwattekolonie knöcheltief im Wasser. Doch waren nicht sie der Grund dafür, dass Wischnewski das Kind schließlich doch aus den Augen verlor.

Ihr plötzliches Aufschrecken und Umherflattern war ihren Nachbarn zu verdanken. Aus weit aufgerissenen Mäulern schnaubte, grunzte, brüllte es. Scharfe Hauer prallten aufeinander, schnitten in dicke Fettschichten. Im klaren Wasser des Schwimmbeckens kämpften zwei Nilpferde. Von den heraneilenden Zuschauern, von Wischnewski, fühlten sie sich wohl erst recht herausgefordert, tobten, lärmten, schoben ihre breiten Kiefer ineinander.

Und am Ufer direkt daneben beobachtete mit tiefer Gelassenheit ein drittes Nilpferd den Zweikampf, die Hufe in den Sand gegraben, auf seinen weichen Bauch wie auf ein Purpurkissen gebettet. Als Wischnewski vor das Geländer trat, um den Gewinner zu begutachten, hob die Liegende ihren schwarzen Blick, sah Wischnewski tief in die Augen. Irgendetwas wollte sie ihm mitteilen, als sie langsam aufstand und, ohne die Augen von Wischnewski abzuwenden, zum Sieger des Kampfes ins Becken stieg.

ENDFUN

Ich habe Angst Edith wiederzusehen, Angst, dass es ihr gut geht. Der Technosound klopft an meiner Schädelwand, Stimmen – hin und wieder ein undeutliches Gelächter – rauschen am Zelt vorbei, für einen Moment betäubend nah, dann entfernen sie sich langsam. Die Sonne steht im Zenit, ihre Strahlen umzingeln mich, reiben mich zwischen sich. Verschwitzt blicke ich auf meine Brüste, sie liegen nackt und breiig auf mir.

Ich schließe die Augen und stehe der vergangenen Nacht wie einer Fremden gegenüber; in vereinzelt Blitzen zuckt die Erinnerung. Edith lächelte mir zu, sie lächelte. Im Halbschlaf sind Tränen eine brennende Flüssigkeit, mein Herz krampft im Kopf. »Hör auf!« will ich Edith entgegenschreien, ich habe es mir anders gedacht, aber auch mich selbst habe ich anders gedacht.

Edith nahm mich an der Hand und bahnte uns einen Weg durch die Reihen. Wir ordneten uns ein und warfen uns zum Schlag des Techno. In den weißgelben Lichtblitzen flimmerten neonfarbene Gestalten, ihre Bewegungen bruchstückhaft. Lose flatterten Haare, fließende Stoffe, Reifen schwangen grell durch den Nachthimmel und vereinzelt hingen Schirme wie glühende Quallen über unseren Köpfen. Der hohe, durchdringende Ton einer Bansuri setzte ein, wand sich durch einen Strudel an Klängen, zog sich zusammen und expandierte zu einem

langen, schrillen Schrei, der sich in Rufe einer fremden Welt zersetzte. Der Rhythmus nahm sich unsere Glieder, wir zuckten, schüttelten uns, wandten uns in den Klängen auf der Suche nach der Trance. Die Stimme der Flöte kräftig und klar, sie lockte mich.

Ich zwinkerte Edith zu, gab ihr zu verstehen, dass sie mir zum Mischpult folgen sollte. Dahinter arbeitete ein alter Mann an rotierenden Platten, er grinste, und stieß rhythmisch mit seinem rechten Zeigefinger nach oben. Über ihn thronte eine pinkgelbe Maske, eine Grimasse, umrahmt mit schlangenartigem Haar, ihr Mund leicht geöffnet, als ob sie über das, was sie sah, staunte und mehr zwischen uns sah, als wir dort auf dem sandigen Boden erkennen konnten.

Ich spürte, wie Fingerkuppen zart über meine Wange strichen, ein Junge mit geschorenem Haar versprühte Glitzerschauer und bedeckte mich mit goldenen Partikeln. Ich lächelte und griff nach Ediths Hand, ich wollte, dass es uns gut geht, unendlich gut.

»Jetzt?« Ich schaute sie fragend an. »Oder noch ein bisschen warten?« Ich hoffte, dass sie genau wie ich diesen einen Moment erkennen würde, hoffte, dass es uns heute gelänge, so innig und eins zu werden, wie ich es mir in den vergangenen Nächten gewünscht hatte. »Zünd mir eine Zigarette an.« Edith holte ein durchsichtiges Tütchen heraus und streute die Kristalle auf den aufgeklappten Taschenspiegel, auf dessen Plastikrand sich ein feines Tulpenmuster rankte. Ein Geschenk ihres Vaters aus Istanbul.

Mit der Zigarette im Mundwinkel wies sie mir meine Portion zu. Ich blickte verstohlen auf die weißen Splitterchen, die an den Tulpenhälsen klebten. »Was machen wir mit dem Rest?«, wollte ich sagen, »komm, lass uns alles nehmen!«, aber ihr Blick verriet mir, dass sie noch nicht bereit war, mit mir zu kommen, deshalb schluckte ich meine mickrige Portion, spülte mit Wasser den bitteren Geschmack hinunter. Sanft drückte Edith meine Hand, »das wird unvergesslich, versprochen!« Ich nickte, und glaubte ihr nicht.

Auf leichten Füßen begann ich die Gemeinschaft zu umkreisen, sie lag vor mir wie ein Feuerball, der der Dunkelheit pulsierend entgegenwuchs. Der Botenstoff zwängte sich durch die synaptische Spalte meines Gehirns und ich spürte, wie ein Hauch von Unendlichkeit mich streifte. Ich ging näher an das Pult, so nah bis ich den Schweiß des Alten roch. Die Geräusche stapelten sich, allmählich bewegte sich etwas in mir, gierig saugte ich, wollte, dass alles über mich hereinbricht, in mich eindringt und in mir wühlt.

Mein Körper schlängelte sich zwischen den Klängen, ich streckte meine Arme aus, spürte die Energie in meinen Fingern, der Puls der Musik kroch in mich und ich vervielfältigte ihn in mir und warf ihn dann mit aller Kraft wieder zurück. Ich drehte mich, genoss die Blicke der anderen und schob eine Federmaske vor mein Gesicht. Ich tanzte zu ihnen, für sie und mit ihnen, die Hände über den Kopf, die Hüften kreisten, mein Körper bewegte sich von alleine. Ich war leicht, ich war unglaublich leicht, ich ließ mir eine Zigarette anzünden und inhalierte genüsslich den Rauch. Das war meine Nacht, das waren meine Blicke.

Ein paar Reihen entfernt sah ich Edith, die Arme wie eine Boxerin nahe am Gesicht versank sie in der Musik. Ich wollte zu ihr, sie halten und küssen, ihr sagen, dass das hier noch nicht zu Ende ist, wir können weiter gehen. Ich schob mich durch die Reihen auf sie zu – und hielt dann inne. Ein Mann mit Fellmütze und dunklem Mantel drängte sich vor mich und breitete einen schwarzen Stoff wie einen Vorhang aus. Edith tänzelte im Dickicht der Körper weiter. Ich wollte, dass sie mich zu sich rief, wollte die Wärme ihres Körpers spüren, aber die Arme des Mannes umschlangen sie und zogen ihr Gesicht dicht zur Fellmütze.

In mir flüsterte es, schnippte mit den Fingern.

Ich nahm den glitzernden Jungen von zuvor an die Hand und verließ mit ihm die Menge. Wir stiegen den Wiesenhang hinab, unsere Kleidung verschwand und wir glitten in das kühle Wasser des Flusses. Wir schwammen die Strömung aufwärts, hängten uns zu den anderen ins Gebüsch am Flussufer, küssten uns, seine Borsten funkelten im Mondlicht, rochen nach Rauch. Einhörner trieben auf dem Wasser, alles funkelte. Ich ließ meine Fingerkuppen sanft über die Wasseroberfläche streichen. Lächelte. Der Engel zauberte ein durchsichtiges Tütchen hervor, ich strahlte, leckte meinen Zeigefinger ab und tauchte ein, rieb die Diamanten über das Zahnfleisch. Leckte, rieb, leckte und rieb. Wir küssten uns, vereint im stillen Moment, die Zeit wirbelte um uns, das Geäst rankte sich um unsere Körper. Unter den sanften Berührungen des

Engels dehnte ich mich, breitete mich aus, maximal gereizt, wie ein Gummi dem Zerreißen nahe gespannt. Als ich genug hatte, ließ ich von ihm ab.

Die Gemeinschaft war geschrumpft, nur noch die vordersten Reihen besetzt. Der anbrechende Tag raubte mir die Menschen. Ich fand Edith am Rand der Tanzfläche, sie kniete neben dem Mann mit der Fellmütze, er lag in seinem ausgebreiteten Mantel und sah mager aus. Ich konnte sie nicht fragen, woher sie kam und wusste, dass sie mich auch nicht fragen konnte. »Er spürt seine Beine nicht mehr, verdammte Scheiße!« Ediths Stimme zerrte mich neben sich. Ich schaute in ihre Augen, nichts, Funken und Ekstase waren verschwunden. »Komm mit tanzen, der kriegt sich schon wieder!« Ich bleckte meine Zähne, mein Kiefer mahlte. »Hörst du mir nicht zu? Er spürt seine Beine nicht mehr! Der Idiot hat sich abgeschossen!« »Dann lass ihm einfach seinen Trip, komm!«

Ich lächelte, versuchte sie daran zu erinnern, dass das hier noch nicht zu Ende ist, wir müssen weiter gehen. Aber Edith schaute mich entgeistert an, »und ihn hier liegen lassen?« Sie streichelte dem beinlosen Typen über die Stirn. »Was ist los mit dir?!« Das Dröhnen der Musik schob sich zwischen uns. Ich betrachtete ihre Lippen, wie sie unter den Wortformen zuckten, ich verstand nicht, was sie mir vorwarf, aber ich glaube, mich. Ich glaube sie warf mich mir vor. Ich lachte und ging. Sollte sie doch.

Die Sonne erhob sich über den sandigen, ausgedörrten Hügeln, die Kristalle wirkten weiter in mir. Ich tanzte, drehte mich, wollte die Blicke der anderen sehen, wollte sie auf mir spüren, doch die wenigen Augenpaare waren müde und stumpf. Ich lief durch die Menge, nichts, ich blickte in ausdruckslose Gesichter. Ich wandte mich zum Pult, das zerfurchte Gesicht des Alten stierte mir entgegen, altersfleckige Hände auf den Platten, ich rief ihm zu, warf die Armen über meinen Kopf und griff nach den Klängen, nichts. Der Engel tauchte neben mir auf, er streckte mir das Tütchen entgegen und ich griff zu.

Ich stand am Rand der kleinen Gemeinschaft und die Fläche vor mir breitete sich immer weiter aus und verschluckte die Gruppe wie ein Übrigbleibsel aus einer anderen Welt, verlassen von Farbe und Schatten, sie wuchs und breitete sich aus. Nerven flimmerten, Augenlider zuckten, meine Körperbatterie glühte.

Ich höre Edith lachen und öffne die Augen.

Der Geruch von Kaffee mit Kardamom. Schatten drängen sich an mir vorbei, einen kurzen Moment wachsen sie über mich hinaus, um dann zu Insekten an der Zeltwand zu schrumpfen. Meine Brust, eine geplünderte Tüte.

Leonie Kästner

MINNIE MAY

Meine Tante ist nicht wirklich meine Tante. Während ihres Studiums teilte sie sich mit meiner Mutter eine winzige Wohnung – samt Katze und Klavier –, eine Erfahrung, die offenbar zusammenschweißt, denn als ich Jahre danach auf die Welt kam, standen sie noch immer in regem Kontakt. Und da meine Mutter meinte, ein Literaturhaus sei ein besserer Platz für ein Kind als eine Zahnarztpraxis, führte mein Weg nach der Schule stets zu meiner Tante. Zu ihr und den vielen Menschen, befreundet oder unbekannt, die ein und aus gingen in diesem villenartigen Gebäude, das auch in ruhigen Momenten keine Stille, erst recht keinen Stillstand kannte. Blieb dort, bis meine Mutter allabendlich ihren Kittel in der Zahnarztpraxis aufhängte und mich abholte.

Ich wuchs inmitten von Schriftstellern und Autorinnen auf. Aber was war davon geblieben? Erinnerungsschatten. Die meisten von ihnen sind mir mittlerweile fremder geworden als ich es damals für möglich gehalten hätte.

Fünfzehn Jahre.

Fünfzehn Jahre ist es her, dass das Literaturhaus von meiner Tante geschlossen wurde, nachdem sie als einzige Eigentümerin übriggeblieben war. Es ist vorbei. Aber irgendwie auch nicht, nicht für mich, nicht für andere, die keine eigenen Kindheitserinnerungen, zum Teil

nicht einmal ein persönliches Erlebnis damit verbinden. In den Köpfen Literaturinteressierter ist es längst eine Idee geworden wie Charleston und Monk's House.

Ich habe nicht darüber nachgedacht, als ich heute in den Bus gestiegen bin, die Küste entlang und zu der Stadt, in der meine Tante seit ein paar Jahren wohnt, dabei weiß ich nicht, was ich ihr sagen soll, weiß nur, dass ich ihr etwas sagen *muss*, denn sonst würde ich nicht hier in ihrem Wohnzimmer stehen, warten und durch die Terrassentür Maggies Winken erwidern. Maggie steht zwischen ihren Seidenhühnern, die ungeduldig den Futtereimer in ihrer Hand fixieren. Die Begeisterung meiner Tante für WGs hat nie nachgelassen.

Ich gehe auf und ab, aus der Küche höre ich Geschirrkloppern, vielleicht ist es doch besser, wenn ich nichts sage. Mein Blick fällt auf eine der Fotografien an den Wänden, sie hängt zwischen denen von literarischen Freundschaften und Reisebekanntschaften, darauf eines der Sommerfeste im Garten des Literaturhauses. Ich als Vierjährige, die meiner lachenden Tante ein Stück Kuchen vor das Gesicht hält.

Ich höre Schritte hinter mir. »Minnie May«, ruft meine Tante - ein Spitzname, mit dem ich aufgewachsen, aber dem ich nie entwachsen bin. Ein bunter Morgenmantel hängt ihr offen über die Schultern, ihre Augen lächeln warm und gewitzt, die zwei Wörter, die diesen Ausdruck am besten beschreiben, wie ich mit zehn entschieden habe. Sie breitet die Arme aus. Ich gehe zu ihr, um sie zu umarmen, gebe Acht, nicht die zwei Gläser in ihren Händen zu berühren. Keine Pfützen, keine Tropfen. Ich nehme ihr ein Glas der selbstgemachten

Limonade ab, es ist leichter nach Eiswürfeln und Minzblättern darin zu suchen, als nach dem Blick meiner Tante oder den richtigen Worten. Sie steht vor mir und wartet. Gleich wird sie etwas fragen, darum komme ich ihr zuvor: »Ich war dort, gestern, ich wusste es ja ... dass sie es abgerissen haben, meine ich, aber ich habe es bisher noch nicht gesehen.«

»Macht es wenigstens etwas her?«

Mein Griff um das Glas wird unwillkürlich fester, ich runzle die Stirn: »Was?«

»Das Haus, das sie gebaut haben. Ich will doch hoffen, dass sie das gute, alte Haus der Literatur nicht für einen Betonklotz mit winzigen Balkonen abgerissen haben.«

Bedeutet es dir nichts?, möchte ich fragen, tue es aber nicht, tue es wieder nicht: »Nein, kein Beton und auch keine winzigen Balkone, sie haben sogar ein wenig Grün stehen lassen.«

Meine Tante nickt, gleichermaßen nachdenklich und zufrieden. Ich nehme einen großen Schluck, möchte einen grausamen Moment lang ihren Blick nach vorn genauso albern erscheinen lassen wie meine Nostalgie es in ihren Augen ist. Doch da fällt mein Blick auf die aufgeschlagene Seite der Zeitschrift auf dem Couchtisch. Ich war mir nicht sicher, ob sie meine Artikel liest, habe nicht danach gefragt. Ich erkenne das abgedruckte Bild darauf. Amelia und meine Tante stehen vor dem Haus, das sie gemeinsam gegründet haben, aber nicht gemeinsam schließen konnten. Meine Tante war schon immer brillant darin zu träumen und andere dazu zu bringen dasselbe zu sehen, aber etwas so Großes, so Aufwendiges zur Realität zu machen, das hätte sie ohne Amelia nicht geschafft. Obwohl ich die Wahrheit kenne, gab es Zeiten, da habe ich mich gefragt, ob es anders gekommen wäre, wenn Amelia nicht gestorben wäre. Ob

das Haus noch dort stehen würde und ich tatsächlich zurückkehren könnte. Vielleicht weniger Schatten. Zumindest müssten wir sie nicht vermissen und das wäre viel.

Ich habe eine Reihe Artikel unter dem Stichpunkt »Erinnerung an« geschrieben. Das Interesse daran war und ist so groß, dass die Serie noch nicht, wie eigentlich geplant, vor zwei Ausgaben ihren Abschluss gefunden hat.

»Du hast es gelesen«, sage ich und muss lächeln.

»Man muss ja informiert darüber sein, was die Leute so über einen reden. Aber mit dir als Journalistin weiß ich wenigstens, dass es nicht ganz so hanebüchen wird wie manch anderes, was ich schon lesen musste.«

»Keine Kritik?«, frage ich halb im Scherz, halb im Ernst.

»Weniger große, dramatische Wörter, ich habe dich nicht mitaufgezogen, damit du mit Wörtern wie >Genie< und >Legenden< nur so um dich wirfst.«

Ich wurde großgezogen von drei Frauen und vielen Büchern. Habe meine Hausaufgaben mithilfe etlicher Tassen Kakao und - wenn gerade weder Mutter noch Tante oder Amelia in der Nähe waren - eines Literaturkritikers im Kaffeehaus erledigt, während neben mir Geschichten in Gesprächen oder auf dem Papier entstanden. Ich durfte, solange ich still genug blieb, in der hintersten Bank über meine Puzzle gebeugt den Schreibseminaren lauschen, oder, als ich älter war, sogar einmal den Kandidaten bestimmen, der daraufhin für einige Monate kostenlos in dem Zimmer im zweiten Stock wohnen durfte. Sein Buch wurde zwar nie fertig,

aber daran, wie er jeden Freitag in die Obstbäume kletterte oder mit seinem Rucksack für Einkäufe zu dem Kilometer weit entfernten Hofladen wanderte, um einen Kuchen zu backen, erinnere ich mich noch heute.

Trotz all der Vorbilder und Inspiration – Schriftstellerin bin ich nicht geworden, dafür reicht meine Phantasie nicht, ich kann nur der Realität nachplappern.

Goldene und blaue Stunde lösen einander ab hinter der Terrassentür. Wir trinken weitere Gläser Limonade, reden und lachen dabei. Sprechen doch wieder über die alten Freunde, die alten Feinde und alles dazwischen. Meine Tante schöpft aus ihrem offenbar nie enden wollenden Sammelsurium an Anekdoten, spricht auf diese ihr eigene Art und Weise, die immer fader wird, wenn ich versuche, sie aufs Papier zu bannen. Als ich ihr zuhöre, bin ich fast wieder das Kind, das ich gewesen war, treibe davon, ihre Stimme ist das Meer, auf dem ich segle.

Bevor ich gehe, gebe ich meiner Tante einen Kuss auf die Wange. Mittlerweile ist es dunkel geworden, ein kühler Wind lässt mich meinen Mantel enger um mich ziehen. Noch fahre ich nicht zurück in die Stadt, sondern gehe die niedrige Mauer an der Küste entlang. Ich denke über all die Worte meiner Tante nach, von Kopf bis Fuß bin ich gefüllt mit ihnen. Den Worten und dem Leben, das ihnen entsprang.

Kein Herumgekrieche vor Menschen, hat mir meine Tante beigebracht, aber manchmal geht es mit mir durch, wie jetzt, dann kommt mir der Verdacht, dass ich eine zärtliche Tendenz habe zur Verehrung.

Darum das alles.

Dennoch – manchmal habe ich meine Tante gehasst. Wenn sie all diese Geschichten gelebt hat, was bleibt noch übrig für mich?

WIDERSTAND

Kyle weiß, dass es seinen Kollegen auffällt, wenn er die Augenlider noch ein paar Sekunden länger zudrückt, gerade Tracy und Liam merkten sofort, wenn etwas nicht stimmte, deshalb öffnet er sie – und sofort wird ihm wieder schwarz vor Augen.

Vor neun Tagen hatte er beschlossen, das Präparat heimlich auszuschleichen. Der Postbote hatte bisher keinen Verdacht geschöpft, denkt Kyle, aber er muss vorsichtig sein. Wie zuvor schluckte er die Tablette in seiner Anwesenheit, hielt das Gespräch dann aber möglichst kurz, und spuckte sie aus. Sein Körper hat sich noch nicht an die neuen Umstände gewöhnt, dennoch wundert sich Kyle, wie gut es ihm geht.

Er hatte lange recherchiert und einsehen müssen, dass alles stimmt. Was seine Großmutter gesagt hatte, kurz bevor sie starb, war die Wahrheit gewesen. Noch lange bevor sie Kyles Großvater kennengelernt hatte, war sie eine der ersten Widerständlerinnen gegen das Präparat Yalife gewesen. Wissenschaftler hatten Yalife vor knapp 75 Jahren zu dem Zweck erfunden, Menschen hörig und leistungsfähig zu machen, zumindest hatte sie das behauptet. Und er hatte ihr nicht geglaubt. In den letzten vierzig Jahren hatte sich die kollektive Wahrnehmung verändert. Anfangs als Experiment in wenigen Ländern geplant, war die Pille innerhalb eines Jahres an die halbe Welt verkauft worden, und die jeweilige Regierung übernimmt dann die Verteilung. Hier in Kalifornien liefert der Postbote Yalife und sieht zu, wie es genommen wird.

Tracys Blick fällt schon wieder auf seine Hände. Kyle streicht sich mit den Zeigefingern von der Stirn aus die Brauen entlang bis zu den Schläfen. Tracy, da ist er sich sicher, ist nicht nur für das Marketing zuständig. Sie hat sich schon öfter über Realitätsjunkies lustig gemacht, Menschen, die Yalife absichtlich nicht nehmen – aus einer Rebellion gegen die Regierung heraus. Dann quält sie die Realität, gleichzeitig verfestigen sich ihre Körper. Die Knochen werden steinhart und brechen leichter. Tracy und ihr Gekicher widern ihn an. Ihr Gesicht erscheint ihm wenig attraktiv. Weniger als gestern? Nein, so weit kann Yalife noch nicht abgebaut sein, es hat eine Halbwertszeit von 48 Stunden.

Der Fußweg zur U-Bahn dauert genau sieben Minuten. Kyle kann es nicht genau benennen, aber die Menschen auf dem Weg wirken verändert. Fast Grotesk. Ein Auto, bei dem ein eingeklemmtes Büschel Gras aus der Tür hängt, zischt an ihm vorbei; er muss ausweichen. Auf dem Weg klebt ein kleines Blasenpflaster am Boden, das sich vom Fuß einer Frau in hohen Schuhen gelöst hat. Kyle erschauert bei dem Gedanken an die mit Gewebeflüssigkeit gefüllte Blase. Er streicht sich mit den Fingern über die Stirn, er ist sicher, dass die Pille immer noch wirkt und nach wie vor nur negative Kleinigkeiten wahrnehmbar sein sollten.

Kyle denkt gerade an seine Großmutter und daran, was er sie fragen würde, wie er sich möglichst unauffällig verhalten kann und ob man ohne Yalife überhaupt durchkommt, da bemerkt er, dass ein alter Mann schon seit ein paar Minuten mit ihm Schritt hält, ja, er bildet sich das nicht ein. Der Alte scheint sich mit den Laubblättern am Boden zu unterhalten. Erst nach einigen Sekunden wird Kyle klar, dass er mit ihm redet.

»Du willst nicht antworten, obwohl wir vielleicht ein ähnliches Problem haben.«

»Wie?« Kyle bleibt stehen, sieht den Mann an.

»Probleme, daran erkennt man uns.«

»Nein, alles gut. Ich bin sehr glücklich, danke der Nachfrage.« Kyle sucht eine Abzweigung, er muss weg von dieser Person, er darf nicht auffallen, und diese Person ist auffällig. Seine Augen drücken etwas anderes aus als sein Gesicht. Sein Gang erscheint starr, aber seine Gestik locker. Zu locker. Der Mann ist ihm unheimlich.

»Komm Junge, du kannst mit mir reden« Er hebt die linke Hälfte seiner Oberlippe und Kyle sieht einen Spuckefaden zwischen Ober- und Unterlippe, er wird länger und dünner und reißt schließlich ab. Kyle beschleunigt seine Schritte, stiert geradeaus. Sieht man es ihm schon an? Der Mann geht ebenfalls schneller. Kyle versucht, ihn nicht anzusehen.

»Verschwinden Sie!«

Abrupt bleibt Kyle stehen, er macht einen Satz auf den Mann zu und schlägt nach ihm, aber der Mann, der um so viele Jahre älter ist als er, weicht problemlos aus.

»Vergiss es Junge, mit deinen Schlabberarmen«, sagt er, als er in eine Gasse einbiegt. Kyle beobachtet seinen Gang. Er ist wesentlich kräftiger, obwohl ihre Körper in der Statur doch fast gleich sind. Kyle schließt die Augen und streicht sich mit den Fingern über die Stirn. Als er sie öffnet, steht der Alte direkt vor ihm. »Was ist es, das du nicht sehen willst?« Kyle fährt zusammen.

»Was wollen Sie?«

Der Mann kommt näher und beugt sich zu Kyles Ohr: »Ich sehe, dass ich Glück sehe.«

»Seien Sie still, das ist gefährlich.«

»Möchtest du mich noch immer loswerden?« Das Lächeln des Alten gefällt Kyle nicht, aber er weiß vielleicht mehr als Kyle.

Den Rest des Weges schweigt Kyle.

Grinsend, aber wenigstens, ohne weiter Aufmerksamkeit zu erregen, geht der Unbekannte neben ihm. Zuhause angekommen zieht Kyle rasch die Tür hinter ihnen zu, schließt sofort die Vorhänge. Er faltet die Hände über dem Kopf, lässt die Finger über Scheitel und Stirn gleiten.

»Woher kennen Sie den Spruch meiner Großmutter?«

Der Mann setzt sich auf die Samtcouch. Er fährt mit der Hand über den Stoff, der sich abwechselnd heller und dunkler färbt, je nachdem, in welche Richtung er streicht. Er schweigt eine Weile, fragt irgendwann: »Was weißt du von der Widerstandsbewegung?«

»Realität ist Widerstand, Widerstand ist Realität.«

Kyle setzt sich nicht; er räumt Gegenstände vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer und wieder zurück, verstaut Dinge in Schubladen, den Blick unablässig auf den alten Mann gerichtet, der es sich auf der Samtcouch gemütlich gemacht hat.

»Max Scheler.«

Kyle sieht ihn fragend an.

»Solltest du lesen.«

»Lebt der noch?«

»Nein.«

»Woher kennen Sie den Spruch meiner Großmutter?«

Der Mann erhebt sich, er scheint etwas fixiert zu haben. Er öffnet Kyles Wandschrank, in dem sich Staffelei und Malutensilien befinden. »Ha!« Er klopfte sich auf die Schenkel. »Dachte ich's mir doch, dass die grauen Trübsale an den Wänden von dir sind.« Kyles Augen wandern durch den Raum. Seine Bilder hängen alle nebeneinander und erst jetzt, zum ersten Mal, fällt ihm auf, wie sehr sie sich ähneln. Sehen sie sogar alle gleich aus? Für einen kurzen Moment hat er das Gefühl, ein Meer von Nichts erschaffen zu haben. Kyle holt tief Luft, aber sie strömt viel zu schnell in seinen Körper. Er hustet.

Der Mann ist zurück auf der Samtcouch und streicht über den Stoff. »Die ursprüngliche Idee war gut, gut gemeint: Menschen sollten glücklicher sein. Das Problem war nur, sie wurden glücklicher, ganz egal, was ihnen ihre Umwelt präsentierte.«

»Und ohne den Filter mit Yalife erfährt man Realität.«

»Die Realität lässt sich nicht erkennen - auch ohne Präparat nicht. Das ist ja der Witz, das ist die große Lüge, auch ohne Yalife zu nehmen, bleibt die Welt wie sie ist. Die Menschen nehmen wahr, was sie wollen. Das ist schon immer so gewesen. Jetzt aber nehmen sie wahr, was andere wollten.«

»Woher wussten Sie, dass ich Yalife nicht mehr nehme?«

»Ich habe deine Angst gerochen.« Der Alte steht auf und fokussiert nochmals das Bild über der Couch. »Wir sehen uns morgen«, sagt er und geht, ohne sich nach Kyle umzudrehen. An

diesem Abend fühlt sich Kyle, als würde ein dicker Mann auf seinen Schultern wohnen; irgendwann schläft er erschöpft ein.

Ein Knattern im Kopf, wie Hagelkörner auf einem Rollo, lässt ihn am nächsten Morgen an einer Bank haltmachen. Sein Körper sackt schwer nach unten. Er blickt auf und sieht in die Gesichter der Menschen, die an ihm vorüberziehen. Der riesige Rucksack einer Mutter erdrückt beinahe ihr Kind, trotzdem sitzt das Mädchen lächelnd im Fahrradkindersitz. Eine andere Frau versucht ihren Körper durch einen dünnen Stab aufrecht zu halten. Die Hüften wackeln zittrig. Kyle sieht die Anstrengung in ihren Zügen. Aber auch diese Frau lächelt. Benommen sieht er in die durchsichtigen Mienen der Vorbeiziehenden und wird von deren Transparenz kalt erfasst: Den meisten geht es nicht gut, aber sie lächeln, ausnahmslos.

Kyle lehnt sich vornüber, lässt die Stirn in die Hände sinken, dann hört er eine Stimme neben sich. Der Alte von gestern sitzt neben ihm. »Denkst du, dass dein zartes Gemüt die negativen Eindrücke auf Dauer aushalten kann?« Wieder dieses blöde Grinsen, denkt Kyle, als er aber den Kopf hebt, erkennt er Besorgnis in den Gesichtszügen des alten Mannes. Er reicht Kyle eine kleine Dose. Kyle öffnet sie behutsam – mintgrüne Tabletten. »Die sind für den Übergang.«

Kristin Kukla

EIN MANN VON FORMAT

In den vergangenen Tagen wurde ich Teil außerordentlicher Begebenheiten. Neben mir befinden sich nun ein frisch gebrühter Kaffee und eine Zigarre, die ich mir für schlechte Zeiten aufgehoben hatte.

Es war ein durchschnittlicher Sommermorgen, als ich mit Ohrensausen erwachte. Eines meiner Ohren war taub – obwohl, das stimmt nicht – alles was ich hörte, war das Pochen meines Herzens. Ein Knacken wühlte sich durch meinen Gehörgang. Mein normalerweise äußerst geschätzter Hausarzt reagierte mit Unverständnis. Meine Beschwerden seien psychosomatischer Natur, winkte er ab und blieb auch nach der dritten Wiederholung meiner Symptome bei seiner medizinischen Einschätzung. Mag sein, dass ich mein Anliegen etwas dramatisch vorbrachte, doch selbst wenn, so war es doch die Aufgabe eines kompetenten Arztes, die Befindlichkeiten seiner Patienten ernst zu nehmen und sich nicht derart empfindlich zu benehmen. Damals wusste ich noch nicht, dass ich bald auf den Grund meiner Hörprobleme stoßen sollte. Mit einem Wattestäbchen. Ich würde Sie gerne noch einmal daran erinnern, dass, ungeachtet meiner Begeisterung für die große Kunst des Lügens, ich lediglich die Wahrheit als Wegweiser meines Berichts verwenden werde. Ich würde mir selbst nicht glauben, wenn ich nicht im vollen Besitz meiner geistigen Klarheit Zeuge wurde, dass der

Widerstand, auf den ich stieß, ein kleiner Mann war, der sich über Nacht in mein Ohr genistet hatte.

Natürlich wies ich den Eindringling nachdrücklich darauf hin, dass es sich bei meinem Ohr um Privatgrund handele, welchen er umgehend zu verlassen habe. Er zeigte sich unbeeindruckt. Nach der erfolglosen Ohrspülung trotzte er bemerkenswerterweise auch dem Ohrhaartrimmer und ich folgerte, dass dieser hartnäckige kleine Kerl, wohl alles überstehen konnte – ich mir jedoch auf lange Sicht schaden würde. Notgedrungen musste ich also mit dem kleinen Mann in Verhandlung treten. Zugegeben, ich fühlte mich geschmeichelt, dass er mein bescheidenes Ohr als liebliches Château bezeichnete. Ich sehe mich bis zum heutigen Tag als eine Person, welche die Zügel ihres Lebens fest in beiden Händen hält und ein gutes Geschäft nicht blindlings vorbeiziehen lässt. Er versicherte mir einen Vorteil beider Parteien. Seine Ohren seien zwar sehr viel kleiner als die Meinigen, jedoch hätte er einen Logenplatz, um in mich hineinzuhören, weshalb er in der Lage sei, mir stets zu sagen, was ich mir wirklich ersehnte. Sicherlich wäre mein bisheriges Leben anders verlaufen, wenn ich selbstbestimmter agiert hätte. Besser spät, als nie, dachte ich mir und schlug ein, unter einer Bedingung.

Vertrauen ist das Ausschließen von Zweifel und ich wollte überprüfen, ob der kleine Mann seine Versprechungen einhalten konnte. Ich ging in die nächstgelegene Eisdiele: »Ich hätte gerne eine Kugel Schokolade. Ob groß oder klein, Becher oder Waffel, völlig egal.

Hauptsache – «

»Pistazie, du willst Pistazie«, flüsterte es in mir.

Tatsächlich. Es stimmte. Ein Mann von Format, wie ich es bin, gibt sich nicht mit so etwas Ausgedientem wie Schokolade zufrieden. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich kann nachvollziehen, wie man Schokoladeneis als gut befinden kann, aber von Zeit zu Zeit ertappe ich mich dabei, wie ich zu diesen Durchschnittsmenschen heruntersehe. Aber hatte der kleine Mann möglicherweise nicht mitbekommen, dass ich mehr war als das, dass ich eben kein Durchschnittsmensch war? Die Wahrscheinlichkeit eines Glückstreffers war deutlich zu hoch, um es als letzten Beweis anzuerkennen. Ich entschied mich für einen Frontalangriff: »Was möchte ich denn eigentlich?«, fragte ich den kleinen Mann in meinem Ohr. »Du möchtest nicht zu spät zu deinem Nachmittagskaffee kommen«, sagte er und hatte Recht.

Es war schon fünf nach drei. Der geneigte Leser wird erfreut sein, wenn ich ihm sage, dass wir nun einen Schlüsselpunkt meines Berichts erreichen. Nichtsahnend schlürfte ich meinen Kaffee schwarz und mein Blick streifte die umliegenden Häuser, als mir ein Plakat auffiel, auf dem stand: *Jede Entscheidung bestimmt, wer Sie sind.* Sollte die Marketingabteilung jener Firma die Wahrheit plakatieren, so bedeutete dies, dass ich ein Nichts war, dachte ich. Ich saß nur herum und ruhte in meiner Selbstzufriedenheit. Aber wann lebte ich eigentlich? Was, wenn es also kein Zufall war, dass mich der kleine Mann unter all den Menschen erwählt hatte?, fragte ich mich, als mein Telefon klingelte. Es war mein Hausarzt. Er ließ mich wissen, dass er bereit sei, sich meine Ohren noch einmal anzusehen, wenn ich mich dafür entschuldigen würde, ihn mit seinem Briefbeschwerer beworfen zu haben.

»Nein, danke«, sagte ich. »Ich habe mich mit meinem Leiden arrangiert.«

Gleich darauf rief ich meine Freundin an. Der kleine Mann sagte, ich sei in meiner Beziehung äußerst unglücklich. Einige Dinge brannten mir schon seit Längerem auf den Lippen. Ich hatte mich nur nicht getraut sie auszusprechen. Ich konnte meine Augen nun nicht mehr vor der Tatsache verschließen, dass sie mich einfach niemals so lieben kann, wie ich es verdient habe.

»Brigitte«, sagte ich, »ich verlasse dich.«

»Warum, warum, warum?«, fragte sie.

»Nun ja, wir wissen beide, dass du nicht die Hellste bist. Deine Familie mochte ich sowieso noch nie. Alle so distanziert. Dein Bruder kommt ohnehin nur an, wenn er Probleme hat ... Brigitte, Süße, beruhige dich ... Es liegt einfach in der Natur der Dinge, ich bin zu Höherem bestimmt und du kannst nicht mal deine Pension regeln. Wenn ich nach Hause komme, will ich keinen Streit haben. Triff dich am besten mit deinen Freundinnen. Vielleicht kannst du bei Renate übergangsweise wohnen ... Ja, ich weiß, ich mag ihren neuen Ossi-Freund auch nicht, aber da musst du jetzt drüberstehen. Nein, es wird spät und ich werde einen sehr anstrengenden Tag gehabt haben. Es ist keine Verhandlungssache. Du bist zu langweilig für einen herausragenden Charakter wie mich. Nein, ich habe nichts mit meiner Sozialbetreuerin angefangen. Woher kommen diese kaltblütigen Vorwürfe? Denkst du so schlecht von mir? Keine andere ist im Spiel. Es liegt ausschließlich an dir.«

Haben Sie schon einmal einen Moment von zügelloser Freiheit erlebt? Ich frage, weil es von Wichtigkeit ist, um mir weiterhin folgen zu können. Wenn ich auf der Rolltreppe stand, schaute ich einfach gerade aus, auch wenn ich auf den Arsch meines Vordermanns blickte. Ich lief bei Rot über die Ampel und zögerte nicht, denjenigen zur Ordnung zu rufen, der sich ohne Kopfhörer Videos anschaute. Durch den kleinen Mann hatte ich nun endlich das Selbstvertrauen, das mir aufgrund meiner Unsicherheiten stets verwehrt gewesen war. Vorbei waren die Zeiten, in denen ich Leuten höflich zunickte, obwohl mich nicht weniger hätte interessieren können, was sie so von sich gaben. Beispielsweise traf ich eine frühere Freundin meiner Mutter und auf die Frage, wie es mir mittlerweile gehe nach dem Vorfall, drehte ich mich wortlos um. Sie war schon immer eine neuigkeitsgeile Schlampe gewesen. Trinkgeld wurde für mich zum Fremdwort. Wenn mich jemand rücksichtslos anrempelte, schlug ich einfach zurück, anstatt mich zu entschuldigen, und wenn ich mich erleichtern musste, holte ich ihn einfach raus. Klar schauen die Leute, aber sagen tut niemand etwas. Ich hatte gesellschaftliches Zusammenleben bis zu diesem Tag einfach falsch verstanden. Zumindest dachte ich das bis zum Bußgeldbescheid. Was sollte ich anderes zu meiner Verteidigung sagen, als dass es meistens eine ganz natürliche Erklärung gibt. Was uns zum nächsten Punkt führt. Denn nicht nur ich hatte mir mein Leben bislang unnötig verkompliziert. Auch die Herrschaften, welche diese Geldstrafe über mich verhängt hatten, waren blind für die Freuden ihrer Mitmenschen. Man könnte sich damit abfinden, das Geld zu bezahlen, um keinen Ärger zu bekommen, aber das wäre – wenn überhaupt – eine Kurzschlussreaktion. Die Abmahnung war eine ungerechtfertigte Sanktion, eine Gängelung der Vielen und zu guter Letzt – die

Verkörperung allen Übels in der Welt. Dass man eine andere Meinung haben kann, halte ich für möglich, denn auch ich brauchte erst die Hilfe des kleinen Mannes, um die Dinge mit der notwendigen Weitsicht beurteilen zu können. Ihr Empfinden für Gerechtigkeit wird Sie davon überzeugen, dass mich keine Schuld trifft. Ich versuchte lediglich, nein, ich wurde gezwungen, das zu tun, was die meisten in meiner Situation getan hätten: Das nächtliche Licht zog mich an, als wäre ich eine verirrte Motte. Hell beleuchtet lag die Tankstelle da, erhob sich als Altar vor der restlichen Umgebung. Der beißende Geruch des Benzins war mein Weihrauch. Der kleine Mann war aufgereggt und ich ebenso.

»Jetzt nicht nachgeben. Jeder Kampf kommt mit Risiko. Willst du nicht frei sein?«, surrte er in mein Ohr wie die blinkende Leuchtreklame. Eins siebenunddreißig, eins fünf zwei, eins Komma vier und wieder fünf ... so viele Zahlen, ich weiß es noch genau.

»Jetzt mach schon«, wimmerte es in mir.

Wissen Sie, ich war mein Leben lang Fußgänger und es fiel mir daher ungemein schwer, den Überblick zu behalten. So viele Zahlen.

»Nimm einfach was, verhalte dich natürlich. Nur schnell.«

»Mensch, wo soll ich es denn reintun!«, schrie ich.

In unmittelbare Nähe meines Gesichts schob sich ein junger Mann im Polohemd. All-es, Alles su-per, super, stand darauf. Wie aufmunternd.

»Brauchen sie vielleicht Hilfe?«, fragte er.

»Genau das. Ich hätte gerne was davon.«

Die Zahlen vermehrten sich, immer mehr wurden sie, je weiter der Rüssel saugte.

»Danke, sehr nett. Allein hätte ich das nicht geschafft. Das reicht jetzt und eine Packung Zigarren. Ja, die für fünf Euro.«

Pochen, Brodeln, Pfeifen. Ich hielt mir meine Ohren zu. Tausend Ameisen krochen durch mein Hirn. Das Gewicht des Kanisters machte mich langsam, als ich die Straße entlang Richtung Polizeirevier ging.

Auf die Gefahr hin, zu Wiederholungen zu neigen, möchte ich ein letztes Mal betonen, dass ich völlig gesund und psychisch stabil bin. Schließlich wäre es ansonsten nicht möglich, es hier, bei Ihnen, so lange auszuhalten. Weder meine Mutter noch der Rest meiner Familie besuchen mich. Auch von meiner Ex-Freundin hätte ich mehr Engagement erwartet. Ich behielt also Recht. Sie liebte mich nicht. Ein jeder hat mich hintergangen. Das Leben macht im Angesicht dieser Tatsache wenig Sinn. Ich erhielt keine saubere Kleidung, ganz zu schweigen von Gegenständen, die meinem Privatbesitz angehören, um mir den Aufenthalt erträglich zu gestalten ... Schicken Sie gerne meinen Hausarzt vorbei. Ich will mit ihm über seine zweifelhafte Zurechnungsfähigkeit bei der medizinischen Einschätzung sprechen. Er soll mir einen guten Grund für eine derartige Verleumdung nennen. Ich wette, er ist immer noch beleidigt wegen des Briefbeschwerers. Das Essen ist jedenfalls unsagbar schlecht und seit mehreren Wochen konnte ich nicht vernünftig schlafen. Nachts ist das Geschrei der anderen

besonders schlimm. Diese armen Seelen brauchen dringend Hilfe. Ich werde es nicht mehr lange ertragen. Sie können sich nicht vorstellen, wie die Augen der Verrückten blitzen, wenn ich ihnen erzähle, was mein Untergebener im Ohr zu mir flüstert. So begrenzt ihre Denkfähigkeit auch sein mag, sie verstehen mehr von der Welt, als manch anderer. Eine Schwester verbot mir sogar den Mund, indem sie sagte, ich solle aufhören mit meinem – ich zitiere – teuflischen Geschwätz. Ich kann es einfach nicht verantworten, etwas so Lebensveränderndes für mich zu behalten. Das verstehen Sie doch sicherlich. Ich habe schließlich eine Bestimmung! Glauben Sie mir, ich habe noch viel über das Teuflische in der Welt zu erzählen. Und bald werde ich hier sowieso herauskommen, denn ich werde nicht noch einmal fragen.

Melanie Thies

BLUMENLOSE JAHRE

Mara war eine Heuchlerin, und das wusste sie auch. Hier stand sie nun auf dem Vorplatz der Kirche, zählte die Sekunden bis die Glocke endlich schlagen würde und fragte sich, was sie sich nur dabei gedacht hatte, hierher zu kommen.

Die weißen Kirchenwände reflektierten die Strahlen der Sonne. Mara konnte die Augen nur mit viel Mühe aufhalten, doch selbst geblendet war es unmöglich, den stummen Konkurrenzkampf der Krawatten und Kleider zu übersehen. Alle Gäste hatten sich schick gemacht, stellte sie wenig verwundert fest. In kleinen Gruppen standen sie auf dem Platz: Manche unterhielten sich der alten Zeiten wegen, sprachen über das herrliche Wetter und die blühenden Magnolienbäume, andere standen einfach zusammen, wortlos, und spielten mit den Rosen in ihren Händen.

Mara hatte etwas abseits der Gäste auf einer kleinen Mauer Platz gefunden und genoss die Strahlen der Frühlingssonne auf ihren Wangen. Sie erlaubte es sich, die Augen für einen Moment zu schließen und tief Luft zu holen – ihre Schwester hätte sich für ihre große Feier keinen besseren Tag aussuchen können.

Lange hatte Mara damit gehadert, ob sie überhaupt hatte kommen sollen. Sie und ihre Schwester hatten sich nie wirklich gut verstanden. War es nicht irgendwie falsch, hier aufzutauchen, obwohl sie sich jahrelang aus dem Weg gegangen waren, hatte sie sich gefragt, als sie die Einladung erhalten hatte. Doch auch wenn die Einladung nur ein Akt der Höflichkeit gewesen war oder der Verlobte ihrer Schwester darauf bestanden hatte: Mara hatte sich immer wieder dabei erwischt, sich Gedanken über ihr Outfit oder ihre Haare zu machen.

Denn auch sie hatte sich heute schick gemacht. Sie trug ihr bestes Kleid: Spitze, verspielte Details, schwarz, vielleicht ein wenig zu kurz - eine schwarze Strumpfhose darunter. Die Haare fielen glatt und ideenlos über ihren Rücken. Eigentlich hatte sie sich Locken machen wollen, doch dafür war heute Morgen keine Zeit mehr gewesen. Zu lange hatte sie im Bett gelegen und die Decke angestarrt, versunken in Gedanken und Erinnerungen.

»Mama, Lisa lässt mich nicht fernsehschauen!«, hatte sie durch das ganze Haus gebrüllt, neun Jahre alt war sie da gewesen. Lisa hatte umgeschaltet, während Mara auf der Toilette gewesen war und dann die Fernbedienung versteckt. Dabei hatte sie ganz genau gewusst, wie gerne Mara nach der Schule diese Sendung sah. Heute erinnerte sie sich nicht einmal mehr an den Namen der Show.

»Mama!«, rief sie ein weiteres Mal, doch ihre Mutter stand im Flur und telefonierte, sie sah kurz zu ihnen herüber und wandte sich dann wieder ab.

Mara fand die Fernbedienung nach einer Weile in dem Spalt zwischen zwei Sofakissen, doch noch bevor sie umschalten konnte, saß Lisa vor dem Fernseher und blockierte das Signal. Ihr Pferdeschwanz wippte durch das viele Lachen wild hin und her. Es hatte Mara rasend gemacht.

Mit Tränen in den Augen versuchte sie ihre große Schwester wegzuziehen, doch ihre zarten Arme hatten keine Chance. Stattdessen brannte sich Lisas schallendes Lachen in ihr Gehirn. Im Bruchteil einer Sekunde schnappte sich Mara die Fernbedienung und schlug sie Lisa auf den Kopf. Das Lachen verstummte – erst dann kam ihre Mutter in den Raum.

Mara hatte keine Ahnung, wieso ihr genau diese Erinnerung heute früh in den Sinn gekommen war. Es war nur eine von vielen, ein harmloser Vorbote, wenn sie über ihre folgenden Streitigkeiten nachdachte. Ihr Vater hatte einmal dazu gesagt, Lisa und sie seien wie zwei Nationen in einem nie endenden Krieg – zu unterschiedlich, um sich zu mögen, zu stolz, um es zu versuchen. Einer der wenigen Punkte, bei denen sie ihm beide widerwillig recht gaben. Wenn sie erst einmal erwachsen wären, würde sich das ändern, hatte er ihnen versichert. Aber diese Prophezeiung hatte sich nie bewahrheitet. Das ständige Gezanke und, wenn sie ehrlich war, sogar ein wenig Hass, hatten sie auseinanderleben lassen – und weder sie noch Lisa hatten dagegen etwas unternommen. Heute würde Mara, anders als damals, keine Träne vergießen. Nicht wie ihre Mutter, die schon immer bei jeder Kleinigkeit angefangen hatte zu weinen. Bereits als sie aus dem Auto heraus Lisas Verlobten erspäht hatte, waren ihre Augen feucht geworden.

Mara hatte sich direkt nach ihrer Ankunft vom Rest abgekapselt. Sie konnte dieses »Küsschen links, Küsschen rechts«, all die Umarmungen und das ganze Händeschütteln heute nicht ertragen. Sie saß lieber hier, für sich allein, und versuchte die Anwesenden zu zählen. Tanten, Freunde, Bekannte und viele unbekannte Gesichter hatten sich bereits eingefunden und eine Rose gewählt.

Da ihre Schwester keinen Strauß mehr erhalten hatte, hatten ihre Freunde die Idee gehabt, ihr beim Verlassen der Kirche jeweils eine Rose mit auf den Weg zu geben. Weiße Rosen für die Bekannten, rote Rosen für enge Freunde und die Familie. Eine nette Idee, fand Mara.

Als die Glocken der Kirche aber endlich läuteten und die Menge hereingebeten wurde, musste auch sie sich für eine Farbe entscheiden. Als letzte blieb sie vor dem Topf neben dem Eingang stehen. Nur noch eine Handvoll war übrig: vier Weiße und eine Rote. Mara zögerte, dann griff sie in den Topf.

Als sie die Kirche betrat, empfing sie ein Schwall der Kälte. Gänsehaut breitete sich auf ihrer Haut aus und ließ sie erschauern. Wieso waren die Orte, an denen man sich Gott am nächsten fühlen sollte, derart kalt, fragte sie sich und ließ ihren Blick Richtung Altar wandern. An jeder zweiten Bank waren Blumen angebracht. Rosa, Gelb, hin und wieder sogar Lila. Doch die meisten waren weiß. Chrysanthemen.

Mara setzte sich in die letzte Reihe, weit entfernt von den engen Verwandten. Sie fand den suchenden Blick ihrer Mutter und nickte ihr zu. Keine Sorge, ich bin hier, und schüttelte den

Kopf, als sie sie mit Gesten dazu aufforderte, sich doch zu ihnen zu setzen. Nein, dort vorne hatte sie nichts verloren. Dort vorne wollte sie nicht sitzen.

Ihre Schwester hatte sich eine wirklich beeindruckende Kirche ausgesucht, dachte Mara und drehte den Stiel der Rose hin und her. Goldener Prunk und edle Bilder an den Wänden. Kerben und Risse in den Mauern, die von den vielen Geschichten zeugten, die sie zu erzählen hatten. Die Sonne strahlte durch die bunten Fenster und warf ein fröhliches Licht auf die Gäste und den Sarg im vorderen Teil des Kirchenschiffs.

Es war ein hübscher Sarg, stellte Mara fest. Sie sah ihn heute zum ersten Mal. Weiß, wie das Hochzeitskleid, das Lisa in dieser Kirche eigentlich hätte tragen sollen. Er ergab einen schönen Kontrast zu der schwarzen Bekleidung der Gäste. Viel mehr konnte sie von hier hinten jedoch nicht erkennen. Wollte sie auch nicht.

Als die Orgel zu spielen begann und der Pfarrer zum Altar trat, da sah sie ihre Mutter in der ersten Reihe zusammenbrechen. Mara wandte den Kopf ab.

Sie zählte die Kerzen des Kronleuchters, zählte die wenigen Haare auf dem Kopf ihres Vordermannes und machte sich Gedanken darüber, wie grotesk das Wort »Trauerfeier« doch war. Da reihte man zwei Wörter paradox aneinander und alle verstanden, was man sagen wollte.

Mara hielt Ausschau nach ihrem Vater, doch falls er hier war, saß er ebenfalls nicht in der ersten Reihe. Sie blickte sich um, aber in der Menschenmenge konnte sie ihn einfach nicht

ausfindig machen. Das war wohl das Schlimmste am früh sterben, überlegte Mara. So viele Leute mussten sich von Lisa verabschieden und danach irgendwie weiterleben. Den Schmerz trugen alle, außer Lisa selbst.

Mara merkte, wie sich allmählich ein Schatten über sie legte. Sie zählte nun alles, was ihr in den Sinn kam, erweckte Kerzenständer in ihrer Fantasie zum Leben und ließ sie durch die Kirche tanzen, drückte ihre Nase in die Rose, als könnte der Duft sie vor ihren Gedanken retten. Vergessen geglaubte Erinnerungen schlichen sich in ihr Bewusstsein und spielten sich wie ein Film in ihrem Kopf ab.

Als sie beide noch zur Schule gingen, hatte ihr Vater nach der Arbeit oft einen Strauß Blumen mitgebracht und auf den Tisch gestellt. Weil seine *drei Damen so schön waren, wie diese Blumen*, hatte er zu sagen gepflegt und ihrer Mutter einen Kuss gegeben. Die Blüten verloren nach ein paar Tagen an Farbe, später ihre Form und letztlich ihre Blätter. Und dann wurden sie wie selbstverständlich durch einen neuen Strauß ersetzt – wieder und wieder und wieder.

Doch als sie gerade erst vierzehn Jahre alt geworden war, fand das Ritual sein Ende. Streit und Diskussionen ersetzen die Blumen und die Küsse. Ihre Eltern stritten über Dinge, die Mara nicht verstand, stritten viel über Lisa und viel über sie. Es folgten zwei blumenlose Jahre, erst dann ließen sich ihre Eltern scheiden.

Dass ihr Vater sie verlassen würde, verkündeten sie ihnen eines Abends während des Essens. Mara war vom Tisch aufgesprungen, in ihr Zimmer gestürmt und hatte bitterlich geweint.

Kurz darauf, sie hatte nicht einmal geklopft, öffnete Lisa die Tür und kam herein. Alles in Mara wollte sie anschreien. Wollte ihr so gerne die Schuld geben für das, was geschehen war, doch die Tränen schnürten ihr die Kehle zu, erlaubten ihr kein einziges Wort.

»Wirfst du mir eine Fernbedienung an den Kopf, wenn ich bleibe?«, hatte Lisa gefragt. Mara hatte gezögert, nicht gewusst, wie sie damit umgehen sollte. Dann hatte sie den Kopf geschüttelt und Lisa hatte nichts weiter gesagt. Sie hatte sie auch nicht berührt, nicht versucht, sie zu beruhigen. Sie hatte sich einfach nur dazu gesetzt und ebenfalls angefangen zu weinen. So saßen sie stundenlang da, versunken in ihrer Einsamkeit, zu stolz, den Schmerz miteinander zu teilen.

Auch wenn sie sich stets aus dem Weg gegangen waren, hatten Lisa und sie eine Menge erlebt. Sie hatten es sich nicht ausgesucht, doch sie waren immer da gewesen. Vielleicht nicht für einander, aber dennoch da. Und manchmal, später, wenn die Nacht vorangeschritten war und der fünfte Tequila sie auf eine Reise der Nostalgie geschickt hatte, da hatte Mara sich vielleicht gewünscht, es wäre noch heute so. Und vielleicht hatte sie auch gelegentlich Lisas Nummer in ihr Handy getippt, nur um zu überprüfen, ob sie sie noch kannte.

Als die Türen der Kirche geöffnet wurden, um den Sarg hinauszutragen, da strahlte die Sonne ihr direkt ins Gesicht. Schnell wandte sie sich ab und versuchte die tanzenden Flecken vor ihren Augen wegzublitzeln. Mara ballte wütend die Fäuste. Sie fragte sich, was die Sonne sich

dabei dachte, heute so unbekümmert zu scheinen. Der Himmel sollte grau sein und Regen auf die Erde prasseln, als wollte er die Welt damit überfluten.

Was, wenn sie damals nicht nur nebeneinander, sondern auch miteinander geweint hätten, fragte sie sich und schritt wie betäubt der Masse hinterher. Wenn sie Lisa nicht mit der Fernbedienung auf den Kopf gehauen hätte? Wenn sie ihre Fehde nicht über die ihrer Eltern gestellt hätten? Wenn sie zusammen auf der Couch gelegen und ihre gemeinsame Zeit genossen hätten?

Vielleicht wäre Mara dann heute auch in der ersten Reihe gesessen. Vielleicht hätte sie am Telefon mehr als nur »Okay« sagen können, als ihre Mutter ihr vom Tod ihrer Schwester berichtet hatte. Und vielleicht wäre Lisa letzte Woche nicht in dieser verregneten Aprilnacht in ihr Auto gestiegen, sondern wäre bei ihr gewesen.

Als sie wenig später die Rose in das Grab warf, waren ihre Wangen nass. Sie blickte hoch zum Himmel und wünschte sich, die Rose wäre rot.

Jasmin Melanie Schellong

ZWEI GRAD WÄRMER

Franziska ist nie über die Demütigung ihres Junggesellenabschieds hinweggekommen. Sie erzählt die Geschichte jetzt bereits zum x-ten Mal, und während sie das tut, streicht sie über die drei Kreise in der Haut, die Ihren Hals unterteilen wie Jahresringe im Holz. Es ist Donnerstagabend, ich bin wieder in der Westendstraße. Teilnahmebedingungen mindestens vier Kaffee, drei Stück matschiger Apfelkuchen und eine Identität, die sich gegen die Biologie durchsetzen konnte. Seit 18 Wochen höre ich ausschließlich zu. Die letzten zwei Male haben mich Franziska und Daniela aufgefordert, auch mal aus mir rauszugehen und zu erzählen. Das wäre der erste Schritt. Daniela möchte außerdem, dass ich mich an einem Ratgeberheft beteilige. Unruhig streichle ich meine Hände, sie sind so rau, dass sie mich die Realität begreifen lassen. Ich wünschte mir, dass es hier einen riesigen Kronleuchter wie in der Staatsoper gäbe. Er könnte herunterstürzen und alle unter sich begraben. Es passiert aber nichts. Dann werde ich ihnen mal den Gefallen tun. Aufstehen kommt aber nicht in Frage, das ist mir zu amerikanisch.

Mein Bruder war elf Jahre alt, sage ich, da hatte er mal nach einem Ausflug in den Englischen Garten eine Zecke am Pimmel. Die Helferin unseres Hausarztes, sie hieß Susi und in ihrem Dekolleté konnte man Alpen erkennen, entfernte sie so behutsam wie einen Blindgänger im

Wohngebiet. Mein Bruder verknallte sich; aber Beziehungen, die an Orten starten, die einem später peinlich sind, haben einfach keine Zukunft, nur wussten das damals weder er noch ich. Mein Bruder war und ist so ein typischer Kerl. Seit 37 Jahren männlichen Geschlechts und seit ungefähr zehn Jahren auch endlich ein Mann. Wenn er mit einer Frau schläft und Angst hat, sich dabei was geholt zu haben, isst er einen extra scharfen Döner. Er streichelt Frauen wie Katzen und wenn er sich unbeobachtet fühlt, spielt er Taschenbillard.

Als ich elf war, mussten meine Zähne hinter Gitter. Der Kieferorthopäde wollte mir rosa Brackets implantieren und bereitete eine Barbie-Box für die Spange vor. Ich brach in Tränen aus, rettete mich auf ein riesiges Plüschwalross und weigerte mich beharrlich, wieder runterzukommen. Der Kieferorthopäde ließ uns eine teurere Rechnung zukommen. Als Begründung nannte er »deutlich erschwerte Behandlungsbedingungen«. Die meisten hielten mich für ein seltsames Kind. Meine Lieblingsbeschäftigung war es, in der Drogerieabteilung stundenlang Rasierpinsel anzufassen. So lange ich denken kann, fühlte ich immer ganz tief in mir drinnen, da wo sonst die Kekskrümel oder Fischgräten hingehen, wenn man sich verschluckt, oder wo nur medizinische Geräte hingelangen, eine Leere; ein Zurückgelassen-Sein, wie es die Menschen im Film E.T. erleben, wenn E.T. in sein Raumschiff steigt und davonfliegt. Wenn ich heute in den Supermarkt gehe und vegetarische Leberwurst sehe, dann ist das ein Trost: Sieht aus wie Wurst, ist aber keine.

Unsere Familie ging nicht sehr liebevoll miteinander um. Wenn ich aber einmal erkältet war, rieb mein Vater mich mit Wick *VapoRup* ein. Diese Tätigkeit war bei uns traditionell männlich

besetzt. Es war der einzige tiefere Kontakt, den ich mit ihm gehabt hatte. Er verließ unsere Familie früh und gründete mit einer Frau, die Sonne aus Röhren verkauft, eine neue Familienfiliale. Ich habe später das Foto eines Mannes aus dem Englischbuch ausgeschnitten, Geoffry Brown, der Sportlehrer, und allen gesagt, dass sei mein Vater. Meine Mutter fuhr mich überall hin. Wir waren einmal in ihrer Heimatstadt Freiburg bei einer Mentaltrainerin. Es war sehr warm und vielleicht ist das ja ein Grund dafür, dass die Leute dort so freundlich sind: das Wetter. Jedenfalls hat meine Mutter mir mein Leben in München warm gehalten. Egal, wie oft sie zu Gesprächen bei irgendwelchen Psychologen oder Lehrern kommen musste, Mama hielt immer zu mir. Sie hatte nicht studiert. Nach der Schule heiratete sie meinen Vater und bekam meinen Bruder, und später mich. Nachdem mein Vater weg war, versorgte sie uns alleine; bis ihre Brüste böse auf sie wurden. Ich habe mir die Krebszellen in ihr wie Frauen in *Desigual* Mänteln vorgestellt: einfach unbezwingbar. Als der Arzt ihr später den Busen mit Silikon wieder aufbaute, sagte ich ihr, wenn du in tausend Jahren mal von Archäologen ausgegraben wirst, dann werden alle wissen dass du was Besonderes warst. Ärzte haben so eine Eigenart, krankhafte Prozesse im Körper mit Obst- und Gemüseallegorien zu versehen. Am Ende hatte Mama einen pfirsichgroßen Tumor im Kopf und einen orangengroßen Tumor in der Leber, sie war ein tödlicher Fruchtsalat. Bis kurz vor ihrem Tod arbeitete sie bei der *Nordsee*. Ich weiß, dass ich früher, bevor der Laden abends zumachte, zusah, wie sie die Fische behutsam wegräumte, als wären es zerbrechliche Schmuckstücke. Damals dachte ich: Genau so eine Frau will ich mal heiraten, eine, die einen so berührt. Wenn ich heute an der Filiale vorbeigehe, sehe ich im Schaufenster, mit Mamas Schrift geschrieben, täglich frische Schollenfilets.

Nun zu unser aller Lieblingsthema: Hormone. Ich habe in jedem Zimmer ein Thermometer. Seit ich Hormonpillen nehme, steigt die Raumtemperatur, wenn ich reinkomme, um genau zwei Grad. Mannwerden macht mich offenbar wärmer. Wenn ich die Medikamente aus der Apotheke abhole, bekomme ich von der pharmazeutisch-technischen Angestellten mit den tätowierten Augenbrauen einen komischen Blick zugeworfen. Ihre Brauen erinnern mich an die Blutegel, die sich meine Oma wegen ihres diabetischen Fußes auf die Haut legen musste. Sie schenkt mir nie Apothekentempos und muss sich meistens lange mit ihren Kollegen beraten. Einmal hat sie mich gefragt, ob ich nicht wüsste, dass Doping gefährlich sei, ich solle mal die DDR-Schwimmerinnen googeln. Den Tipp mit der Apotheke in der Sonnenstraße fand ich neulich übrigens sehr hilfreich, danke Franziska. Für euren Ratgeber hätte ich folgende zwei Punkte, wenn man das Probejahr im neuen Geschlecht absolviert: Erstens sind große Menschenansammlungen nicht gut für Menschen auf dem Weg zu einer neuen Geschlechtsidentität und zweitens legen die Mitarbeiter bei *Yorma's* am Hauptbahnhof einen ausgeschlagenen Zahn für drei Stunden in die Kühlung. Es ist gut, sowas zu wissen.

Auch meine Arbeit hat sich verändert. Als Controller für Menschen und effiziente Arbeitsprozesse kann man offenbar auch Schrauben im Lager kontrollieren. Als ich mich damals in meiner Firma beworben habe, wurde ich gefragt ob ich gut mit Menschen umgehen könne. Woher soll man das eigentlich wissen? Von den paar Menschen, mit denen man im Bett war? Bei mir waren es drei, genau so viele wie ich Stimmen bei der Klassensprecherwahl bekommen habe und einmal habe ich mich selbst gewählt. Den Abschlussgutachter Herr Dr.

Ruppert in den unzähligen Gesprächen, in denen er den Rauch seiner Zigarillos rücksichtslos auf Umwelt und Alveolen in den Raum blies, von einer positiven Prognose für mich als Mann zu überzeugen war letztendlich nicht so schwer, er hätte *Duplo* auch als die längste Praline der Welt bezeichnet. Und wo wir schon dabei sind: Mein Geschlecht per se besteht hauptsächlich aus Haut von meinem Oberschenkel, die einfach an meinem Körper umgezogen ist. Die Narben sehen mittlerweile aus wie eine *Carrera*-Bahn. In der Zeit im Krankenhaus habe ich kichernde Schwestern erlebt und Patienten, die nicht mit mir in einem Zimmer sein wollten. Bei meinen Touren durchs Krankenhaus sah ich aber immer wieder ein Mädchen, das einen silbernen *Rimowa* Koffer hinter sich herzog. Sie war wie eine Stewardess, die zum Bodendienst verdonnert worden war. Annika hatte Mukoviszidose, ohne Sauerstoffflasche konnte sie sich nicht fortbewegen. Wenn sie sich zu sehr anstrengte, wurden ihre Lippen blau und sie atmete pfeifend wie eine Kirchenorgel. Das erste, was sie zur mir sagte, war: »Du heißt sicher Matthias oder so? « Ich freute mich, weil es davon keine weibliche Form gibt. Der wöchentlich veranstaltete Karaokeabend war der einzige Ort, an dem Leute wie wir Dingen ungestraft unseren Willen aufzwingen konnten. Annika stand total auf Whitney Houston Songs. Am Anfang sang ich nicht. Die *Carrera*-Bahn heilte und im Laufe der Zeit traute ich mich an Wham oder alte Michael Jackson Songs, Songs aus der Zeit, als er noch schwarz war. Nachdem wir beide aus dem Krankenhaus entlassen wurden, Annika vor mir, weil sich die Rennbahn leider in der rechten Kurve entzündet hatte, trafen wir uns jeden zweiten Tag. Meistens brachte ihre Mutter sie zu unseren Treffen. Ich habe sie nie ohne Halstuch und Sonnenbrille gesehen. Sie war viel Tuch, wenig Mensch und versah mich mit einem Insektenblick. Ich begleitete Annika

zu diversen Arztterminen und sie mich zum Boxershorts kaufen. Sie riet mir eindringlich ab, einen Bart wachsen zu lassen, da sie meinte, Männer mit Bart verstecken sich und das müsste ich nicht. Irgendwann kauften wir uns Smart-Watches, die unseren Herzschlag aufzeichneten. Manchmal habe ich sie angerufen und konnte dann beobachten, wie ihr Herzschlag hochging, wenn sie mit mir sprach. In diesen Momenten, oder wenn sie mich berührte, fühlte ich mich zum ersten Mal nicht so, als müsste ich mich verkaufen, sondern als könnte ich mich verschenken. Wenn ich heute mal wieder angefasst werden möchte, gehe ich zu meiner Physiotherapeutin... Annikas Beerdigung lief wie eine Oscar-Verleihung ab: Zuerst wurde geweint, dann zur Familie gesprochen und schließlich gegessen und getrunken.

Franziska bedankt sich für meine Offenheit. Daniela nickt verständnisvoll. Gleich wird sie sich eine Tasse Kaffee randvoll einschenken und nach der Sojamilch fragen, die wie immer nicht vorhanden sein wird. Ich bin müde, die progressive Muskelentspannung werde ich heute ausfallen lassen. Wenn ich jetzt gehe, schaffe ich es noch in den Supermarkt an der Ecke. Mir ist nach Fisch.

Olivia Mettang

DER MENSCHENFILMER

Eva und Adam. Beides schöne Namen. Jetzt sitzen sie vor mir, Rücken zur Bar, sie wippt mit dem Pferdeschwanz. Haben schon alle drei Schälchen mit Erdnüssen verputzt. Haben jeder schon zwei Bier getrunken. Eine Mücke setzt sich auf meinen Arm und sticht nicht zu, eine Simulantin. Am Mittelmeer weht einem der Wind direkt ins Gesicht, den ganzen Sand vom Strand plus das Salz im Wasser und allerlei Gerüche, Dämpfe und Abgase von den Küsten gegenüber. Lachen und Weinen, Hochzeiten und humane Katastrophen, nur hundert Kilometer weit entfernt. An diesem verlassenem Strandabschnitt, einem Felsenarm, der sich lang und schmal Richtung Syrien streckt, gibt es nichts außer alte Schafe und alte Fischer, die von der Fischerei nicht mehr leben können. Die Erdnüsse finden ihren Weg über Schotterpisten, an deren Seiten Schilder auf ungesichertes Militärgelände hinweisen, darauf: ein Totenschädel. Soweit ist es gekommen, keiner spricht hier Türkisch oder Griechisch, keiner spricht hier irgendetwas Konkretes.

Eva und Adam sprechen Deutsch. Sie ist auf schnippische Weise hübsch, ein Kapuzineräffchen mit wachem Blick. Mir gefallen auch ihre kleinen Ohren, die sie zur Schau stellt mit der Mädchen-Frisur, ein paar lose Strähnen umspielen die Ohrfläppchen, die Löcher tragen, keine Perlen. Adam hat eine große breite Nase und den ganzen Kopf voller Haare, Brust und Rücken, so vermute ich, ebenfalls. Beide gut gelungen. Ich schieße ein Foto, ein Testlauf nur

mit den Augen, ich kann das, zig Mal geübt, schießen, filtern, einsortieren. Von hinten, sie merken nichts, sie wissen nicht mal, dass ich da bin, sie wissen nicht mal, dass sie da sind, sie sind so ins Gespräch vertieft über ein Leben, das normalerweise anderswo stattfindet.

Ich höre dich hinter mir rufen: Eva, warte, aber ich warte nicht auf dich, Adam, ich will weiter, ich will nackt sein. Das war ich schon so lange nicht mehr. Ich habe dieses unendlich große Bedürfnis, es steigt in mir auf wie eine Welle, eine Tsunami-Welle wie die, die damals Südostasien überspült hat. 2004, schon zehn Jahre her, und verdammt, Adam, warum bist du denn so langsam hinter mir, du bist immer so langsam. Das Gefühl, dass dieser Strand da Freiheit heißt, er muss so heißen, vielleicht auch in irgendeiner anderen Sprache, Freiheit auf zypriotisch, aber mit der Freiheit wird es sein wie mit Gott: es ist immer dieselbe. Durch Sand zu gehen, tiefen Sand, ist wie durch Schnee zu stapfen, ermüdend und zugleich erhebend: Ein Kampf gegen die Schwerkraft, den man führt und gewinnt.

Oben auf der Düne ziehe ich mich aus, und bin plötzlich ein anderer Mensch. Vor mir liegt das Paradies, keine Spuren von anderem menschlichen Leben hier, und ich habe es gesehen, habe es gefühlt noch bevor du oben ankommst, schwitzend, schnaufend, das war wichtig, dieser Moment der Besitznahme. Vermutlich bin ich tatsächlich besitzergreifend, wie du sagst, aber nicht nur gegenüber dir, sondern auch gegenüber Orten, Dingen und anderen Menschen.

Ich stehe, mit den Füßen im Sand vergraben und stehe und staune darüber, dass ich mit den Gedanken nicht hier bei mir bin, sondern bei dir, wie du immer näherkommst und dann neben

mir stehst und einen Arm um mich legst, und jetzt auf einmal fühlt es sich kitschig an, einer der Momente, in denen ich mich frage, ob das Kitschige in der Natur des Menschen liegt oder ob wir gelernt haben, wie Zuneigung auszusehen hat.

Und natürlich hast du recht, wenn du sagst, dass ich nie zufrieden bin. Zieh dich aus, ich will, dass wir beide nackt sind, uns irgendwo zwischen Himmel und Erde bewegen, ohne Filter, ohne Firlefanz. Dein Brustpelz ist nass, ich mag das, ich mag, wie sich hier all das äußern kann, was sonst gut versteckt unter Kleidung bleibt, wie sich meine Brustwarzen klein und spitz und schwitzend unter der Sonne kräuseln, und uns eigentlich keine Konvention mehr voneinander trennt.

Ich ziehe dich zum Wasser. Ich ziehe dich hinein, und ziehe dich zu mir her, lege meine Hand auf dein Glied, das sich unter Wasser anders anfühlt, kühler, schwereloser. Ich hätte gerne Sex unter Wasser, Tauchersex, die Backen voller Luft, aber ich weiß, dass dir das zu weit geht. Darum versuche ich es hier, mit dem Wasser bis zur Hüfte, ich bewege mich, ich reibe mich an dir, an deinem Oberschenkel, meine Brüste wippen nass und aufgereggt direkt vor deiner Nase, und man könnte sagen, die Bedingungen sind einwandfrei, hollywoodreif, aber es funktioniert nicht. Wir versuchen es ein zweites Mal, dann am Strand, du fühlst dich unwohl, gedemütigt, du kannst nichts dafür. Das denke ich, und bin gleichzeitig so wütend, dass ich dich auf der Stelle verlassen könnte. Es fehlt einfach was, würde Fräulein A zu Fräulein B jetzt im Free-TV sagen. Und Fräulein B würde sagen, du bist jung und hübsch. Verlass ihn, du findest einen anderen.

Eva und Adam liegen am Strand, Gesicht zur Sonne, und es ist weit und breit kein Baum in Sicht. Um sie herum ein wilder Garten aus Sand, angespülten Ästen, verbrannten Felsblöcken und dem Buschwerk, das vom Land in den Strand hineinwuchert. Beide sind nackt, weil Eva darauf besteht. Aber jetzt steht die Nacktheit zwischen ihnen wie die wütende Tochter Zeus', und beide leiden still, Adam mehr als Eva. Adam leidet immer mehr als Eva. Er hat das dringende Bedürfnis, sein Glied zu bedecken, es ist so stark, dass er sich physisch dagegen wehren muss, indem er sich auf seine Unterarme legt. Ihm wäre es lieb, im Sand zu versinken, konserviert wie eine Mumie, um später wieder aufzutauchen als der Adam, der er eigentlich ist, ein gutgelaunter gutaussehender großgewachsener Mann, der Herausforderungen mit Gelassenheit begegnet. Ein hellblaues Hemd und eine beige Stoffhose, darin fühlt er sich wohl, die Uhr am Handgelenk, frisch geduscht, mit heruntergelassenem Fenster auf dem Weg zur Arbeit. Abends ein kühles Bier in der Kneipe um die Ecke. Er mag dieses Weltengehopse nicht, das Eva ihm abverlangt, wenn sie zusammen Urlaub machen, er weiß, was ihm gefällt und er versteht nicht, was sie sucht. »Ich verstehe nicht, was du willst«, sagt er laut zu Eva. Seit sie aus dem Wasser gekommen sind, sind eineinhalb Stunden vergangen, in denen sie nicht ein einziges Wort gewechselt haben. Er kämpft die Wut auf ihr Schweigen mühsam nieder, die auch eine Wut auf ihn selbst ist, »du setzt mich immer unter Druck. Warum tust du das?«

Sie wendet sich von ihm ab, ihr schmales Rückgrat, die zarten Wirbel darin, und auf einmal überkommt ihn eine Verzweiflung, die er vorher noch nie gespürt hat, eine Einsamkeit, als wäre er allein und für immer nackt gefangen an diesem Strand, der so lebensfeindlich ist, dass

er nicht anders kann, als in Tränen auszubrechen. Er heult so hemmungslos, wie Adam es noch nie getan hat, nicht einmal als Kind. Heult mit Inbrunst, aus Trauer über einen Verlust, den er noch nicht ganz verstanden hat, der noch nicht in Worte gefasst wurde, und gleichzeitig aus Erleichterung, wieder Adam sein zu können – er greift nach seiner Unterhose, streift sie sich über, und weint, als säße Eva nicht neben ihm und könnte ihn hören, die Eisprinzessin mit dem heißen Herz, in die er sich verliebt hat und die jetzt aufsteht und die Düne hinaufläuft, ohne zurückzusehen.

»Hallo«, sagt der Menschenfilmer. Eva sieht ihn an, als wäre er ein Marsmensch, und in gewisser Weise ist er das auch: mit der Vollausrüstung eines Kameramanns, die er um sich herum aufgebaut hat, und einer Art Sonnensegel, das er als Sichtschutz auf seinem Kopf installiert hat. Die Sonne steht jetzt tief über dem Wasser und beleuchtet ihn wie einen Auserwählten. Eva blinzelt. Das Stativ wird von Sand stabilisiert, eine ganze Batterie an Objektiven steht in der Kameratasche stramm, durch eines davon blickt die Kamera direkt über die Düne hinunter auf den Strand. Von unten nicht auszumachen. Jeder Schuss ein Treffer, denkt Eva, noch bevor sie die Situation durchschaut hat.

»Machst du Fotos von uns«, fragt sie dann matt, sie hat so große Lust, sich zu ergeben, sich nicht mehr aufzubäumen, sondern sich zu fügen, in alles, was ihr aufgezwängt wird. »Nein, nein, ich drehe einen Film«, erwidert der Menschenfilmer und kratzt sich im Lendenbereich, »vom Sonnenuntergang. Danach vielleicht einen vom Mond, mal sehen.«

TEXTE AUS DER WERKSTATT

SCHREIBE EINEN DIALOG, IN DEM EIN KONFLIKT AUFGEBAUT UND WIEDER GELÖST WIRD

Frau Meier ist auf dem Weg zum Büro ihres Vorgesetzten. Zaghafte klopf sie an die schwere Tür, legt dann ihre schweißnasse Hand auf die Klinke. Doch aus dem Büro dringt kein Laut. Frau Meier klopf noch einmal, leise. Wieder nur Stille.

»Ich sollte den Chef nicht stören«, denkt sie und das schlechte Gewissen drängt sie zum Abbruch ihres Vorhabens. »Ein Versuch, einer noch...«, murmelt sie. Verdammtes Schiss-Haben!

Klopfen, Klinke runter, eintreten! Die Schweißperlen kühlen ihre Stirn nur minimal.

»Entschuldigen Sie, Herr Bär! Ich will Sie nicht stören! « Auf einmal steht sie mitten im Raum. Was macht sie da nur? Die Türe fällt zu, an Flucht ist nicht mehr zu denken.

»Mhmmm...«, brummt Herr Bär. Blick auf die Unterlagen. Er blättert, das Geräusch des Papiers ist unerträglich laut.

»Sehen Sie, Herr Bär ... Wissen Sie, ... Ich wollte nur etwas mit Ihnen besprechen ...«

»Kommen's ruhig rein! «, sagt Herr Bär und notiert etwas in seinem Kalender.

Frau Meier blickt sich um. Ihr Kopf sitzt so furchtbar unsicher auf ihrem Hals, dass ihr Blick dauernd wackelt. Ihr Mund wird trocken. Sie hüstelt.

»Herr Bär, ich bin der Meinung ... Also ich weiß, dass das frech von mir ist, ich will auch gar nicht viel verlangen, aber ... also, habenSiemalaneineGehaltserhöhunggedacht, also nur eine minimale, also ...«

»Mhmmm«, macht Herr Bär und kratzt sich hinter dem Ohr. Sein Blick ist auf den Schreibtisch gerichtet.

»Herr Bär, ich arbeite wirklich gern ... also ja, *sehr* gern bei Ihnen ...« Frau Meiers Stimme schraubt sich in die Höhe einer Kreissäge. ... »aber ich hätte gern, also schön wäre es ... also etwas mehr Geld ... also, es tut mir wirklich leid ... Herr Bär ...« Silbe um Silbe schießt es aus ihrem Mund. »Es wäre wirklich sehr nett ... von Ihnen. «

»Einen Moment, bitte«, sagt Herr Bär und zieht die Schublade auf.

»Ja klar, natürlich, liebend gern. « Stille. Herr Bär schiebt die Schublade zu.

»Wissen Sie, also ... Hören Sie, ich will ja nicht viel, nur arbeiteichwirklichmehralsderKollege und ... und ... Meist mach' ich seine Arbeit, ach ... Herr Bär? Hören Sie mir überhaupt zu?! «

»Mhmmm. « Herr Bär kratzt sich an der Nasenspitze.

»Ihnen ist doch alles, was ich sage, egal? «

»Mhmmm. « Herr Bär ist noch immer in seinen Lesestoff vertieft.

Frau Meier schlägt die Faust auf den Tisch, die Kaffeetasse klirrt bedrohlich auf dem Porzellanuntersetzer. Wütend stößt sie die Luft aus ihrer Nase in den Raum hinein, sie ballt die Fäuste und stampft mit einem Fuß auf den Boden.

»Ach fahren Sie doch mit Ihrem Scheißverein zur Hölle! «

Überrascht blickt Herr Bär auf.

»Ach, Frau Meier, Sie sind es? Was kann ich für Sie tun? «

»Eine Gehaltserhöhung, das möchte ich! «

»Aber gern doch! «

»Ja wie? Tatsächlich?«

«Aber klar doch! Die ist ja eh schon längst fällig!»

Katharina Bauer

SCHREIBE EINE GESCHICHTE ZU EINEM FOTO* (WORLDPRESSPHOTO, 2019
PHOTO CONTEST, CONTEMPORARY ISSUES, SINGLES, 2ND PRIZE)

WENN LEONARD WEINT

Leonard war die Art von Mann, die weinte, wenn sie ein Buch zu Ende gelesen hatte. Er weinte bei traurigen Geschichten, bei fröhlichen Geschichten und bei Geschichten, die er nicht verstand. Leonard weinte, sobald er das Buch ein letztes Mal zuschlug, und sich von der Geschichte und den Figuren verabschieden musste. Es gab kein zweites erstes Mal und er weinte, weil er zurück musste in seine eigene Welt.

Leonard war die Art von Mann, die, wenn sie von der Arbeit kam, die Vorhänge zuzog, um endlich durchatmen zu können. Die nachts, wenn alle bereits schliefen, die Decke anstarrte und sich fragte, wieso alles ein Ende finden musste. Wenn Leonard las, da quälten ihn diese Fragen nicht. Wenn er las, erfüllte ihn das Gefühl, dass sich ihm zumindest für die nächsten dreihundert, fünfhundert oder sogar siebenhundert Seiten ein Raum öffnete, der ihm Sicherheit bot. Der ihm einen Zufluchtsort gewährte, der einzig und allein ihm gehörte.

Mittwochs zog er los und kaufte sich die dicksten Bücher, die er finden konnte, ließ sich ein Bad ein und kam erst wieder heraus, wenn seine Finger schrumpelig und die Seiten vor

Feuchtigkeit gewellt waren. Leonard verließ diese Wanne erst, wenn er sich sicher war, dass die Realität ihn so schnell nicht einholen würde. Denn in der Umarmung des warmen Wassers, da bildeten die Buchstaben Worte, die Worte Sätze und die Sätze ganze Galaxien, in die er eintauchen und alles um sich herum vergessen konnte. In dieser Wanne war er auf unzähligen Hochzeiten gewesen, hatte Freundschaften fürs Leben geschlossen, Kriege geführt und gewonnen, war auf Drachen geritten und hatte so oft die große Liebe gefunden, dass er aufgehört hatte zu zählen.

Doch kaum hatte er sich an die Charaktere gewöhnt, musste er sich bereits von ihnen verabschieden - und ebenso erging es ihm in seinem Leben. Mit jedem Mal wurde er weniger.

Als er sich an diesem Mittwoch ein Bad einließ, da hatte er kein Buch in der Hand. Er hatte seinen Stapel ungelesener Bücher angestarrt und nicht die Kraft gefunden, eines aufzuschlagen. An diesem Mittwoch hatte er das Gefühl, dass keine Welt in all den Universen der Fiktion seine Trauer bändigen konnte.

Er setzte sich in seine Wanne und genoss die sanften Berührungen des Wassers. Er dachte über all die Geschichten nach, die er gelesen hatte und über all die Enden, die er miterleben hatte müssen. Er war sich nicht sicher, ob sich jemand an ihn erinnern würde. Bei so vielen Enden, da kannte doch niemand mehr so genau die Geschichten.

Melanie Thies

MISSKOMMUNIKATION

Wäre der Hund mehr Mensch im Sprechen und Handeln, dann wäre er kein bellendes Hin und Her vor der Badewanne, in der sein Herr sitzt. Er würde ihn nicht bloß anstupfen und ein paar Schritte zurückeilen. Sich nicht auf den Fliesen im Kreis drehen, nicht am Hemd schnüffeln und sich dadurch in seiner Aufregung noch steigern. Er bellt und versteht, das ist Blut, weiß, dass etwas daran ist, am Blut ganz allgemein, aber so ganz kommt er nicht darauf, darum bellt er weiter.

Aber sein Herr reagiert nicht, obwohl er es doch sollte, obwohl er ansonsten jedes Bellen unterbindet, die Stimme des Hundes nicht hören will, wo er schließlich der Herr ist und der Hund der Hund.

Sein Herr hat ihn sonst gern bei sich, der Hund genießt die Nähe und das Essen, das er vom Teller seines Herrn abbekommt – bloß heute, da hatte er ihn in der Wohnung zurückgelassen, da hatte er ihn nicht mitgenommen. Der Hund hatte gewartet, vor der Tür, bis sein Herr wiederkam. Und jetzt:

Der Hund winselt.

Etwas ist anders. Etwas ist komisch.

Wäre der Hund mehr Mensch im Sprechen und Handeln, gäbe es jemanden, der eine Frage stellen könnte und herausfinden, was genau.

Leonie Kästner

SUCH‘ DIR EINE PERSON AUS DEM LIED (PRINZ PI, FAMILIENALBUM SEITE
19) **AUS UND SCHREIBE DIE GESCHICHTE, DIE ZUM LIED GEFÜHRT HAT –
ODER WIE ES DANACH WEITERGEHT**

RECHT UND GESETZ

Es war ein Zufall.

Dass gerade er eine neue Haushälterin brauchte.

Dass gerade sie auf der Suche war.

Dass seine Frau sich nicht darum scherte, welche Latina die Kinder in die Schule fuhr oder die Böden wischte.

Dass keiner von beiden, weder er noch seine Frau, sie erkannt hatte, nicht ihr Gesicht, ganz bestimmt nicht ihren Namen.

Dass den Beamten, die ihr Haus damals auseinandergenommen hatten, eine kleine Handfeuerwaffe nicht aufgefallen war.

Dass sie die Pistole gerade an diesem Tag mitgenommen hatte.

Dass er unangekündigt früher vom Gericht nachhause kam.

Dass sie sich über den Weg liefen in der Hauseinfahrt.

Es war kein Zufall, dass sie die Waffe holte, klingelte, sie hätte etwas vergessen, im

Obergeschoss noch durchwischen, er sie hereingelassen hatte, dasselbe Grinsen, schneeweiß, wie damals bei der Urteilsverkündung »im Namen des Volkes«, und sie – in ihrem Namen – Richterin und Erschießungskommando.

Es war kein Zufall, dass sie lächelte.

Raphael Kraut

BÖSER MANN

Heute Morgen, es war noch dunkel, stand wieder einer meiner Persönlichkeitsanteile vor meinem Fenster und wollte rein. Es war ein Junge von circa elf Jahren, er trug ein beiges T-Shirt mit einem Aufdruck, was genau, ließ sich nicht erkennen, vielleicht ein Superheld oder ein Tier. Seine tiefsitzende Kappe gab seinen Augen einen dunklen Rand, sodass man sie nur erahnen konnte, sein Körper aber strahlte eine Entschlossenheit aus, die mir Angst machte. Ich riss meinen Mund also weit auf und fletschte die Zähne, um ihn zu vertreiben. Ich versuchte außerdem, meinen Körper von innen nach außen zu stülpen und so meine Muskeln freizulegen. Es war anstrengend, mir diese Dinge vorzustellen, aber irgendwie musste ich ihn verjagen. Ich musste schnell einsehen, dass er keine Angst mehr vor mir hatte, deshalb stand ich auf und machte uns Frühstück.

Mittlerweile ist es Nachmittag.

Ich war gerade auf dem Weg in den Biomarkt, als sich unter mir Schaumstoff ausbreitete, deshalb habe ich mehrere Stunden gebraucht, um ihn zu erreichen, obwohl das Gebäude nur ein paar Querstraßen entfernt liegt. Die Kunden dort greifen so betont geschmeidig und entzückt nach Produkten. »Do they spark joy? – Fuck, yes, they fucking do!« Sie widern mich an. Ich bin dabei, mich wieder in ein anderes Wesen zu denken, um ihnen Angst zu machen, aber was soll das bringen? Ich möchte heute probieren, mich unauffällig zu verhalten. Neben mir ein Verkäufer, der mich aus dem Nichts heraus fragt, ob er mir helfen könne. Im Vergleich zu diesen anderen Leuten muss ich auf den Verkäufer wirken wie ein Gorilla, der seinem Käfig entkommen ist. Galant stoße ich ein Regal um, damit er seinen Gedanken bestätigt sieht.

Mein diffuses Schuldgefühl zu bedienen, habe ich schon früh gelernt. Ich erinnere mich daran, wie ich als Elfjähriger von einem Mitschüler geärgert worden war. Eines Tages hat dieser Schüler meine Wurstsemmel in der Schultoilette versenkt, hinter mir eine Mischung aus Gekicher und bösen Worten. Der strenge Blick des Lehrers im Nacken, der Hausmeister vor mir mit der Saugglocke, sein Bauarbeiterdekolleté. Ich habe eine Mitteilung an die Eltern bekommen. Eine Woche später: Ich und meine Eltern und die heimische Toilette, gleiches Spiel. Nur habe ich dieses Mal selbst für Aufmerksamkeit gesorgt. Nicht beachtet zu werden, ist immer noch gefährlicher, als negative Zuwendung und meine Maske ist mir bereits auf dem Gesicht festgewachsen. Königskindersyndrom ohne Monarchie.

Als ich den Biomarkt verlasse, höre ich hinter mir die Schreie des Verkäufers, der gerade noch so freundlich gewesen war. Auf dem Weg nach draußen habe ich den Ständer mit den Einkaufskörben angeschubst und in seine Richtung rollen lassen, während dieser das Regal wieder aufgestellt hat. Es fühlt sich an, als würden meine Füße meinen Schatten dreckig laufen.

Jennifer Schulte

AUSZÜGE AUS ANDEREN WERKSTATTTEXTEN

EIN TEIL DES AUSBLICKS

Wieder sind es diese einzelne Töne. Sie schweben im Raum, umrahmt vom Schlagzeug, welches in diesem Stück dieser Bezeichnung nicht gerecht wird, denn sanft ist der Rhythmus. Die Besen auf den Fellen der Trommeln, das Streichen über die Becken, das alles ist nicht mit dem Wort »schlagen« in Verbindung zu bringen, im Gegenteil, die Bezeichnung »Streichzeug« wäre wesentlich passender. Es sind die Töne der elektrischen Gitarre, die so leicht sind und sanft zur Gewölbedecke emporsteigen, wie Federn im Sommerwind, die absinken, von einer neuen Böe erfasst werden, herumwirbeln und wieder empor schweben. Der Kontrabass schiebt den Rhythmus von unten an, akzentuiert umrahmt er das Thema, die langen Saiten schwingen. Es löst sich in mir ein Knoten, die Gedanken entfalten sich, verbinden sich mit den Tönen der Gitarre, die der Musiker mit einem kurzen Tritt auf sein Pedal doppelt und so ein Echo antreibt, das meine Gedanken mit einschließt, sie umkost und sie gemeinsam an die Decke schweben.

Das Bier vor mir ist kühl, die warme Luft des Raumes kondensiert daran. Langsam rinnen Tropfen das Glas herab, ziehen kleine Bahnen hinter sich her, die Transparenz schaffen und den Blick frei geben. Die Perlen aus Kohlensäure steigen empor, unendlich viele, dennoch schmeckt es schal, nach leerem Fass, so wie es immer schmeckt, wenn sie den letzten Rest

abzapfen und mit dem Messer die Schaumkrone abstreifen, als wäre das Bier ein Tortenboden, den man zerschneidet, um ihn später mit Marillenmarmelade zu füllen. Neuen Schaum drauf und wieder wegschneiden, mit einer gekonnten Bewegung, gleich einem Schwertmeister, erlernt in unzähligen Kampfschichten am Zapfhahn. Ich denke an João, der hinter dem Tresen regelmäßig das Leckbier zusammenschüttete, mit dem Wassersprudler drei Stöße Kohlensäure hineingab, um dann das schäumende Glas den betrunkensten Gästen mit einem generösen Lächeln auf den Tresen zu stellen. Irgendwann hat er es nicht mehr ertragen, die Stadt, den Job, die Anklage. Er verschwand.

Ich spüre den Alkohol und merke, wie die Erinnerungen langsam hervorkommen, die Schlüsselstelle, sie liegt hier in diesem Keller. Es ist dunkel, so bleibe ich unerkannt. Die Tische vorne sind alle besetzt, genau wie damals. Dort, vor der hellen Bühne, leuchtet etwas im Dunkeln. Ein roter Strickpullover. Kurz stutze ich, denke an Nora, doch sie ist es nicht. Es ist eine junge Frau, helles Haar, das Rot strahlt in der Dunkelheit, gleich der Lichterführung eines Fischerboots, das in der Dämmerung in den Heimathafen einläuft, Steuerbord grün, Backbord rot, und das ruhige Stampfen des Schiffsmotors in geringer Entfernung. Ich frage mich, was sie in den dunklen Keller zieht, bemerke, dass sie nur Augen für den Gitarristen hat, wenn sie diese im Klang der Töne nicht schließt und in feinen Bewegungen mitschwingt. Ich bestelle noch ein Bier, lasse mich tiefer sinken in das Kissen aus Wehmut und Musik. (...)

Lukas Arenz

EIN TAG IM DEZEMBER

Für H. F. S.

Volle fünfzehn Stunden schaute ich Katzenvideos auf YouTube. Das half nicht, machte es aber zumindest nicht schlimmer. Sie hatten mich angerufen, als ich in der Arbeit gewesen war. Ob ich seine Tochter sei. Seit Tagen höre man das Radio in der Wohnung laufen, ihn aber habe man seither nicht gesehen. Ich wusste sofort, was passiert war, meine Vorstellung wie er enden würde, war genau diese. Nach der Wohnungsöffnung teilte mir ein freundlicher Polizist mit, dass sie ihn anhand seines Ausweises nicht hätten identifizieren können. Ich solle bald in die Wohnung gehen und seine Angelegenheiten regeln. Ich überlegte, wann ich ihn zuletzt gesehen hatte. Ob das zwei Jahre her war oder länger. Wir hatten kein schwieriges Verhältnis, wir hatten gar keines. Ich habe seine laute und angeberische Art gehasst. Er war nicht nett zu mir und Mama gewesen. Als sich meine Eltern getrennt hatten, war ich deswegen erleichtert gewesen. Mama und ich waren ein Team, er gehörte nicht dazu. Ich kann also nicht sagen, dass ich ihn besonders gut gekannt hatte. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, die Verlobte meines Vaters starb schwanger mit seinem Kind. Darüber ist er nie hinweggekommen. Mama und ich waren somit sein Plan B. Meine Eltern hatten sich in einer Disco kennengelernt - auf einer Treppe. Allein Feng-Shui-technisch ungünstig. Es wäre unangemessen, zu sagen, dass sie keine Gemeinsamkeiten hatten, dennoch war ich aus dem Häuschen, als ich vor Jahren entdeckte, dass sie dasselbe Toilettenpapier verwendeten.

Mein Vater liebte große Auftritte, dicke Autos, Sonnenbrillen. Hinter seinem Rücken nannten die Frauen ihn Mr. *Rolex*. Als meine Urgroßmutter starb, bestand er darauf, seinen neuen Kamelhaarmantel anzuziehen. Die Beerdigung war im August. Als ich in die Wohnung ging, um alles zu regeln, fand ich den Mantel im Kleiderschrank, zusammen mit massenhaft Sexspielzeug. Ich tat, worum der Polizist mich gebeten hatte. Acht Tage hatte mein Vater tot in der Wohnung gelegen. Wenn man solche Geschichten hört, denkt man unweigerlich: Hatte dieser Mensch keine Angehörigen? Jemand muss ihn doch vermisst haben? Ich habe mir nichts dabei gedacht, als ich acht Tage nichts von ihm gehört hatte. Wir haben nur manchmal telefoniert. Wenn ein Mensch tagelang tot in seiner Wohnung liegt, geschieht alles Mögliche um ihn herum. Mein Vater, beispielsweise war mit dem Sofa eins geworden. Mama und ich konnten die Wohnung meines Vaters erst betreten, nachdem wir uns *Tetesept* unter die Nase gerieben hatten. Selbst so war es kaum auszuhalten. In den Räumen lagen seine Habseligkeiten verstreut auf dem Fußboden, zusammen mit Müll. Es war aber niemand eingebrochen, das hatte er selbst zu verantworten. Wie hatte er so leben können? Auf der Anrichte in der Küche lag noch ein aufgetautes, schimmelndes Hähnchenherz. Offenbar hatte er es sich zu Mittag machen wollen. (...)

Jasmin Melanie Schellong

SCHWÄNKE AUS DEM LEBEN DER FRAU KEUNER

Die Sonne kämpfte sich durchs Wolkengeflecht, die Tulpen trugen auf jedem ihrer Blätter Liebesgedichte und die Amseln komponierten im Geäst. Frau Keuner liebte den Frühling – aus Überzeugung, denn nur im Frühling konnte man ungestört beobachten, wie sich alles erneuert und wiederaufersteht – vor allem nach einem kalten Winter, wie es dieses Jahr der Fall gewesen war. Frau Keuner hielt allgemein nicht besonders viel von kurzweiligen Scherereien. Sie kümmerte sich lieber, losgelöst vom Rest der Welt, um Dinge, denen man eine gewisse Zeitlosigkeit zugesteht. Damit meinte sie nicht die Wut, den Neid, den Hass, sozusagen die Hämorriden des kleinen und auch großen Mannes. Sie vergnügte sich lieber mit der Schönheit der Künste, dem Geschmack erlesenen Tees, dem Feuerwerk der Natur in seinen Formen und Farben. So wurde sie wieder eins mit der Welt im Garten der Seligen, dem Mekka des Müßiggangs. Manch einer würde behaupten, sie wäre nicht ganz dicht. Andere erfreute es, dass sie die Erde mit ihrer Weitsicht goss und statteten ihr folglich gerne einen Besuch ab. Sie war eine Genießerin, ohne es an Bescheidenheit fehlen zu lassen. Nach einem üppigen Mahl schwankten ihre Aussprüche zwischen: »Danach hätte es nichts gebraucht« und »Mehr hätt's nicht sein dürfen«. Mit einem klirrenden Tablett voller Köstlichkeiten schob sie sich auf die Terrasse, eine Decke unter ihrem Arm, falls die Sonne ihr schönes Gesicht abwenden sollte. Frau Keuner ließ sich mit einem Schmunzeln auf ihre gepolsterte Bank plumpsen. Sie nahm ihre Pfeife vom Fensterbrett, füllte diese mit Tabak, presste ihn am Boden fest und zündete sie

an, während sie einige Male daran nuckelte. Es war das einzige Erbstück ihres Großvaters. Besessen hatte er nicht viel, aber das wenige heiß geliebt. Während sie an ihrer Tasse Earl Grey nippte, kreuzte ein Tagpfauenauge ihre Sicht.

Frau Keuner kam nicht umhin sich zu wundern, nachdem sie ihn einige Minuten beobachtet hatte. Ist es nicht merkwürdig, dass ein Schmetterling immer wieder fällt, obwohl er stetig schlägt?

Sie wechselte die Schallplatte von Klezmer zu Jazz und wartete, bis der Geruch des Kuchens, den sie gerade auf die Fensterbank gestellt hatte, die ersten Ameisen anzog. Kaum eine viertel Stunde später schob sich der Wirt der *Kleinen Welt* mit gezücktem Hut durch das Gartentürchen. Er war ein dicklicher, kleiner Mann mit Halbglatze. In seiner Kneipe, die ähnlich verrufen war wie die Befüllungsbereitschaft der Besucher, wurde er, aufgrund der Tatsache, dass er fast professioneller Fußballer geworden wäre, von jedermann geachtet. »Du wirst nicht glauben, was mir gestern jemand über den Obstkisten-Harri erzählt hat!«, stieß der Wirt aus. (...)

Kristin Kukla

SEEKRANK

Über mir geht eine Beziehung zu Bruch. Außerdem viele Gläser und Teller, und sicher der Stolz einer Frau. Dabei kennen sie sich so gut, dass ihr gemeinsamer Name im Klingelschild glänzt. Hartmann, Messinggravur, etwas so Kostspieliges macht hier niemand, wenn es nicht für die Ewigkeit bestimmt ist.

Um das zu sehen, bin ich extra im zwölften Stock gewesen. Natürlich habe ich nicht auf den kleinen runden Klingelknopf gedrückt. Vielleicht hat er auch gefühlt, dass ich da bin, sich hinter den Spion gestellt und sein großes unbebrilltes Auge hat mir direkt auf die Nase gestarrt. Der einfarbige Fußabstreifer hat schon viele Schuhe gesehen in den letzten Jahren, bisher hat es aber kein Sternsinger geschafft, sein Zeichen über dem Spion zu hinterlassen.

Ich lehne mich ans Geländer, Rauchen am Notausgang, unter mir die Feuertreppe.

Metallstreben unter den Fingern, dreißig Meter unter meinen Füßen, der Blick schwankend, besonders um diese Uhrzeit, wenn der Kopf sich noch nicht an die Senkrechte gewöhnt hat. Mitunter wird man seekrank. Trotzdem habe ich nie verstanden, wie man auf einem Balkon rauchen kann. Ich käme mir schäbig vor, zwischen all den Blumen, die in Kästen wachsen, und den gepolsterten Sesseln, auf denen die Alten ihre Nachmittage veratmen.

Montagmorgen hörten wir ihn in der Dusche stöhnen. »Der Stöhner schon wieder«, sagte Lena, gähnte mir ihren Mundgeruch ins Gesicht und packte sich das Kissen auf den Kopf, »was duscht der immer mitten in der Nacht?« Tatsächlich duscht der Stöhner nicht mitten in der Nacht, sondern jeden Morgen um 05:33 Uhr. Man hört seine Schlappen im Flur, hört, wie

er die Badezimmertür verschließt, den Wasserhahn aufdreht. Sein Stöhnen klingt wie das Rufen eines verwundeten Elchs. Es hallt in den morschen Wasserrohren.

Meine erste Zigarette rauche ich gegen halb sieben. Im Sommer blendet mich dann schon die Sonne und ich muss blinzeln, um zu erkennen, welche Maschine da gerade am Himmel steht - eine dicke Boeing 747 - dann rauche ich direkt noch mal eine, oder doch nur ein 320er Airbus auf dem Weg nach Berlin. Hier pendeln sie alle nach Berlin und zurück. Berlin, sagt man, berge eine Sehnsucht, die immer genährt und nie gestillt werde: Dazugehören und gleichzeitig frei sein. Aber in der Gruppe anonym, das geht nur im Hochhaus. (...)

Olivia Mettang

BRIEFE NACH FRANKREICH

Jeden Tag schreibt sie Briefe nach Frankreich, sie schreibt, wenn wir reden, dann leidest du.

Deshalb reden wir nicht.

Sie hat lange überlegt, wie sie unterschreiben soll, sie hat versucht, sich die Briefe laut vorzulesen, es ging nicht. Beim Ersten hat sie *In Liebe* geschrieben und ihn dann zerrissen, jetzt schreibt sie schon lange *A bientôt*.

Er sagt, Briefe schreiben muss man können und er kann es nicht, er sagt, sie kann es gut und das tut ihm weh. Deshalb schickt sie die Briefe nicht ab.

Sie schreibt in der U-Bahn, im Wartezimmer, beim Essen, er sagt *Ich liebe dich* ist ein verbotener Satz. Das findet sie auch.

Das sind die Briefe und das sind die Regeln.

Jeden Tag schreibt sie Briefe nach Frankreich, sie schreibt, der Anfang, das ist Italien.

Sie hat sich nicht in einen Italiener verliebt, nicht in jemanden, den sie in Italien kennengelernt hat.

Sie hat sich in ihn verliebt, und als sie zurück über die Schweizer Grenze gefahren sind, hat er ihre Hand gehalten.

Sie weiß nicht mehr, warum sie gefahren sind, wessen Idee das gewesen war, er hatte vom Haus seines Vaters erzählt, sie hatte ihren Rucksack gepackt, so war die Entscheidung gefallen.

Sie haben Musik gehört und aus dem Fenster gesehen, es wurde dunkel, sie sind weitergefahren, und als sie ausgestiegen sind, roch es nach Rosmarin und heißem Teer.

Sie weiß nicht mehr, wie sie die Tage verbracht haben, ob sie sie wirklich verbracht haben, aber sie weiß, dass es einen Abend auf der Terrasse gab, sein blaues Hemd und seine gelösten Haarsträhnen, seine um die Knie geschlungenen Arme.

Zwischen ihnen ein Teelicht und eine Hortensie, zwischen ihnen ein Tisch und zwei Leben. Sie hat ihn angeschaut und die Stille gesehen, sie hat gedacht, dass er anders ist und dass das gut sein könnte, vielleicht. Sie hat gedacht, dass es keine Stille gibt, wenn sie reden, sie hat gedacht, dass das Dazwischen verschwindet.

Vielleicht hat sie sich da verliebt, vielleicht hat sie sich da entschieden.

Die Liebe, das ist Italien, und davor war sie nichts.

Jeden Tag schreibt sie Briefe nach Frankreich, sie schreibt, als ich dich das erste Mal geküsst habe, hast du dich bedankt.

Sie hatte gelächelt und ihn nochmal geküsst, sie hatte es nicht verstanden.

Jeden Tag schreibt sie Briefe nach Frankreich, sie schreibt, am meisten fehlen mir die Gedanken, die du nicht sagst, nicht zu unseren machst und sie lügt.

Am meisten fehlen ihr die Gedanken, die sie nicht sagt, nicht zu seinen macht.

Er ist aufgestanden und um den Tisch herumgegangen, er hat sein Leben auf der anderen Seite gelassen und ihres als seines begonnen.

Ihr Leben ist ein Ganzes und seines ist nichts, er hat seines verlassen, er braucht es nicht mehr.

Jeden Tag schreibt sie Briefe nach Frankreich, sie schreibt, als du dein Leben verlassen hast, hat die Stille begonnen. Sie hat gedacht, dass die Stille vergeht, wenn sie reden, aber sie können nicht reden, nicht mehr.

Wenn sie erzählt, dann leidet er. Deshalb erzählt sie nicht.

Wenn sie fragt, dann leidet er. Deshalb fragt sie nicht.

Wenn er fragt, dann erzählt sie. Deshalb reden sie nicht.

Sie hat gedacht, dass die Stille vergeht, wenn sie reden, sie hatte es nicht verstanden. (...)

Hannah Lindner

ZUCKER

Zehn Uhr vormittags ist eine Zeit des Risikos, ein Vakuum, in dem sich ein Gedanke selbst zu entzünden scheint. Strähnig fällt Licht durch die Fenster und die Deckenlampe brennt. Es ist ein geräuschloser Morgen, an dem sich vor jedem Sein ein Schein zu schieben scheint. Die Dinge so unwirklich. Schemenhaft reihen sich die Momente aneinander, verzögern sich. Paulina weiß nicht genau, was geschieht, ob nicht vielleicht doch jemand heimlich einen Schokoladenriegel isst, vielleicht auch dunkle Chocolate Chip Kekse. Sie hört nichts, keine Packung knackt, kein Biss und kein Schlucken. Vor ihr glüht das Arbeitsblatt, Neumann steht mit dem Rücken zu ihnen an der Tafel, mehr und mehr Weiß erscheint auf mattem

Dunkelgrün. Paulina ist erschöpft, keine Möglichkeit sich hinzulegen, es gibt nur Stühle. Sie weiß nicht, ob sie gerne denkt. Es ist ein dumpfer Tag.

Der Geruch von Zucker, so zurückhaltend, dass Paulina sich nicht sicher ist, ob sie ihn wirklich riecht. Der Moder schimmlicher Tapete hängt unter der Dachschräge, konzentriert sich in den Ecken des Raumes, ist überall. Paulina hält die Luft an und schließt die Augen. Zu spät. Sie ahnt, dass da Zucker ist. Der Versuch, sich empfindungslos zu machen beschwört das Verlangen herauf, so viel hat sie mittlerweile verstanden: Die Explosion beginnt im Kopf. Der Raum ist stickig und der Kopf erhitzt, die Hände schweißig. Noch keine Pause. Ihre Wimpern zittern, die Zeiten laufen ineinander; die Momente klettern vor Paulinas Augen übereinander, vergehen: Da saßen Jule und sie auf der Eckbank von Oma Hanne. Paulina beobachtete, wie die Alte in der Küche stand und das Neonlicht ihren Schatten wegbrannte. Hanne klatschte Fleisch und Sandwichkäse auf weiches Toastbrot, dick saugte sich Mayonnaise ein. Hanne nieste und wischte sich mit der Handfläche über die Nase. Der kalte Zigarettengeruch ihrer Finger drückte sich in die Poren der Brote. Hanne brachte die Sandwiches auf den Tisch, massiges Fett, massenhaft Kalorien, die zu verbrennen sind, Schweiß, der zu schwitzen ist.

Das Gefühl von Leichtigkeit, das Paulina von den brotessenden Menschen trennte, macht sich in ihr breit. Sie reagiert nicht auf Brote, hat sie noch nie. Und sie wird auch jetzt nicht auf den Zucker reagieren. (...)

Laura Bickel

Die Bayerische Akademie des Schreibens

ist eine Kooperation des Literaturhauses München und der Universitäten Augsburg, Bayreuth, Erlangen, LMU München, Bamberg, TU München und Regensburg. Mit Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst.

Koordination und Kontakte zu den Autor*innen

Dr. Katrin Lange

Literaturhaus München, Salvatorplatz 1, 80333 München

Tel. 089-291934-23; E-Mail. klange@literaturhaus-muenchen.de